#029

# DAS ARCHIV

ZEITUNG FÜR WOLFSBURGER STADTGESCHICHTE

0,00 € | *Herausgegeben vom Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation der Stadt Wolfsburg* | *Jg. 9 (April 2024)*

Die erste Wohnung Rita Görtlitz-Burfeindts in Wolfsburg, 1975; private Aufnahme/IZS

## Editorial

Von Alexander Kraus

Im Frühjahr 2022 hat das IZS damit begonnen, im Rahmen des Projekts „Migrationsgeschichte Wolfsburgs“ lebensgeschichtliche Interviews mit Wolfsburgerinnen und Wolfsburgern zu führen, die in erster oder zweiter Generation aus anderen Ländern eingewandert sind. Da war es eine mehr als glückliche Fügung, dass wenige Monate später Thaisa Cäsar die Anfrage stellte, ob denn im *Wolfsburger Stadtarchiv* Materialien und Dokumente vorliegen, anhand derer sich eine Studie zur weiblichen Migrationsgeschichte schreiben ließe. Eben diese Studie ist soeben erschienen und ist Thema des in dieser Ausgabe abgedruckten Interviews mit der Autorin.

Mit Rocco Artales Autobiografie *Avanti!* ist im März dieses Jahres eine weitere Publikation des IZS im Kontext der Migrationsgeschichte erschienen, aus der wir Ihnen ein Teilkapitel vorstellen. Dass auch die erste direkte Europawahl, die im Jahr 1979 durchgeführt worden ist, ein migrationshistorisches Thema par excellence ist, zeigt Maik Ullmann in seinem Beitrag zum Protest eines Teils der italienischen Community gegen Pino Romualdi von der neofaschistischen Partei *Movimento Sociale Italiano*, der in der Volkswagenstadt auf Stimmenfang gehen wollte.

Mit dem Interview mit Jean-Michel Gaussot zu seinem Buch über seinen Vater, der unter anderem in das KZ-Außenlager Laagberg deportiert worden war und kurz vor der Befreiung im „Sterbelager“ Wöbbelin an den Folgen seiner Haft verstarb, rückt sodann die Erinnerungsarbeit in den Fokus, mit der die Angehörigen und Nachkommen der Opfer des Nationalsozialismus an deren Schicksale erinnern. Sodann präsentieren wir Anita Placenti-Graus Rede und Beiträge Wolfsburger Jugendlicher zum Internationalen Tag des Gedenkens für die Opfer des Holocaust, die diesen Gedenktag aus eigenem Engagement heraus mit einer eigenständig organisierten Veranstaltung und in ihren Schulen begangen haben. Sie stehen sinnbildlich für die lebendige Erinnerungskultur in der Stadt.

# Migrationsgeschichte aus weiblicher Perspektive

Thaisa Cäsar analysiert in *Ungesehen* ein bislang vernachlässigtes Kapitel der Wolfsburger Zuwanderungsgeschichte

**Alexander Kraus:** Du hast Dein Buch, das die Lebensgeschichten von Migrantinnen zum Thema hat, die während der 1960er bis 1980er Jahre nach Wolfsburg gekommen sind, mit *Ungesehen* überschrieben. Was steckt hinter diesem Buchtitel?

**Thaisa Cäsar:** Ich habe den Titel gewählt, weil er, wie ich finde, sehr schön zum Ausdruck bringt, dass die faszinierenden Lebensgeschichten von Frauen, die zu dieser Zeit in die Bundesrepublik migrierten, bisher noch nicht angemessen erzählt worden sind. Ich beziehe mich damit vor allem auf zwei Eben, auf denen diese Migrantinnen bislang ungesehen blieben. Zum einen wurden diese Frauen schon in den 1960er und 1970er Jahren, als sie in Westdeutschland beziehungsweise in Wolfsburg ankamen, nicht als eigenständige Migrantinnen wahrgenommen. Das hat vor allem mit dem gesellschaftlichen Diskurs zu tun, der sich damals fast ausschließlich um männliche Migranten, oft unter dem Begriff „Gastarbeiter“ zusammengefasst, drehte. Zum anderen, und das ist eng mit dieser Erkenntnis verknüpft, wurden die Erfahrungen dieser Frauen auch in der geschichtswissenschaftlichen Forschung bis heute nicht adäquat thematisiert – bleiben demnach immer noch *ungesehen*.

**Alexander Kraus:** Wie erklärst Du Dir denn dieses lange Schweigen der Forschung die weibliche Perspektive der Migrationsgeschichte betreffend?

**Thaisa Cäsar:** Zunächst ließe sich die im Verhältnis geringere Anzahl von Migrantinnen als Ursache für diese Lücke in der Forschung vermuten. Oder anders gesagt, männliche Migranten oder „Gastarbeiter“ galten einfach als Normalfall. Frauen kamen, wenn überhaupt, in dieser Lesart dann eben lediglich als Ehefrauen dieser Männer nach Deutschland. Diese Wahrnehmung von Migration als rein männliches Phänomen, die dem eben erwähnten damaligen Zeitgeist entspricht, dominiert bis heute die Vorstellung der Einwanderung in diesen Jahrzehnten. Tatsächlich machten Frauen bis 1970 aber bereits ein Drittel der Gesamtmigration nach Deutschland aus, weibliche Migration war demnach alles andere als ein Sonderfall.

Ich vermute, ihre Unterrepräsentanz in der Forschung hat vor allem mit zwei Dingen zu tun. Zunächst einmal liegen ihr bestimmte Forschungstraditionen zu Grunde, die weibliche Erfahrungen oftmals ausgeklammert oder als nicht relevant genug für historische Forschung angesehen haben. Das zweite Argument hat ganz andere, praktische Ursachen, fehlen doch oftmals historische Quellen zur Erfahrung dieser Frauen, was eben damit zu tun hat, dass sie auch damals schon nicht als selbstständige Migrantinnen wahrgenommen worden sind. Dies erschwert natürlich die historische Erforschung ihrer Lebensgeschichten und ist einer der Gründe dafür, warum ich in meinem Buch mit biografischen Interviews gearbeitet habe.

**Alexander Kraus:** Du hast für Deine Arbeit Oral-History-Interviews herangezogen, die wir im IZS mit Frauen aus Argentinien, Bolivien, Griechenland, Italien, dem ehemaligen Jugoslawien, Polen und Spanien geführt haben. Hat Dich die Heterogenität an Zuwanderungsgeschichten überrascht? Schließlich ist Wolfsburg in der Migrationsforschung bislang überwiegend mit Blick auf die spezifische Geschichte der italienischen Zuwanderung erforscht worden. Oder anders gefragt: Warum bot sich gerade Wolfsburg als Untersuchungsfeld für Deine Studie an?

**Thaisa Caesar:** Wie Du bereits angedeutet hast, hat Wolfsburg eine ganz eigene Migrationsgeschichte, die unter anderem aus der späten Stadtgründung, der Lage im damaligen sogenannten Zonengrenzgebiet und der besonderen Bedeutung der *Volkswagen AG* für die Migration re-

WOLFSBURG

Nikki Lippok (links) mit Freundin und Freunden in Wolfsburg, 1960er Jahre; private Fotografie/IZS

Giuseppa Lo Presti in ihrer ersten Wohnung in Vorsfelde, Oktober 1978; private Fotografie/IZS

sultiert. Für meine Studie bot sich die Stadt besonders an, weil zwar schon sehr viel zu dieser besonderen Geschichte geforscht worden ist, aber – wie Du erwähnt hast – vor allem zu italienischen und eben überwiegend männlichen Arbeitsmigranten.

Daraus ergaben sich für mich drei Aspekte, mit denen ich auf bisherige Forschungslücken reagieren konnte: durch die Untersuchung spezifisch weiblicher Migration, sodann durch die Betrachtung von Migration aus verschiedenen, teils sehr unterschiedlichen Herkunftsländern und Kontinenten sowie schließlich durch die unterschiedlichen Migrationskontexte der Frauen, denn manche von ihnen kamen als angeworbene Arbeitskräfte, andere privat nach Wolfsburg. Kurz gesagt: Ja, die Vielfalt der Lebensgeschichten und Hintergründe der Frauen, die zur selben Zeit nach Wolfsburg gekommen sind, haben mich in Anbetracht der Forschungslage sehr überrascht und mir nochmal vor Augen geführt, wie eingeschränkt der Blick der bisherigen Forschung auf die Migration in dieser Zeit leider oftmals immer noch ist.

**Alexander Kraus:** Die beste Voraussetzung für ein gutes Wissenschaftsbuch ist neben spannendem Material eine überzeugende, klare Struktur. Du hast Dir das Material über drei große Schlagworte erschlossen – Migration, Integration, Emanzipation. Was sprach für diese drei Perspektiven?

**Thaisa Cäsar:** In meinem Buch sollte es darum gehen, den Migrations- und Integrationsprozess dieser Frauen nachzuzeichnen. Dabei war es mir wichtig, die verschiedenen Phasen ihrer Migration zu untersuchen – vom Entschluss, zu emigrieren und den jeweiligen Gründen dafür, über ihre Ankunft in Wolfsburg und das Einleben in eine neue Gesellschaft bis hin zu den langfristigen Veränderungen, die sie durch diese Migration erlebten. Daher erschien mir diese Unterteilung in die drei Kategorien Migration, Integration und Emanzipation sinnvoll. Vor allem mit Blick auf den letzten Abschnitt war es mir dabei wichtig, die Frauen selbst zu Wort kommen zu lassen und zu untersuchen, wie sie ihre Migrationserfahrungen im Rückblick betrachten und bewerten – ein weiterer Grund, warum ich mich für die Interviewstudie entschieden habe.

**Alexander Kraus:** Tatsächlich gelingt es Dir in allen drei Großkapiteln, die so individuellen Lebenswege, biografischen Kontexte, die jeweils spezifischen Entscheidungen und dazugehörigen Möglichkeitsräume zu bündeln und dabei Gemeinsamkeiten der neun Migrantinnen herauszuarbeiten. Wie bist Du dabei vorgegangen?

**Thaisa Cäsar:** Das war, glaube ich, die größte Herausforderung dieser Arbeit. Das tolle und gleichzeitig schwierige an dem Interviewsample ist, dass diese Frauen aus ganz unterschiedlichen Kontexten kommen. Du hast die Vielfalt der Herkunftsländer bereits angesprochen. Dazu kommen unterschiedliche Gründe für die Migration – sei es die Suche nach einem Arbeitsplatz, die Heirat mit einem deutschen Mann oder die Beziehung zu einem schon zuvor nach Deutschland emigrierten Partner gleicher Herkunft. Schließlich, und das deutet sich darin bereits an, kamen diese Frauen auf unterschiedlichen Wegen nach Deutschland, entweder mit einem Arbeitsvertrag im Zuge der Arbeitskräfteanwerbung, als individuelle Touristinnen oder Ehefrauen von „Gastarbeitern“.

Rosario Westphal (geb. Martínez Font) zusammen mit ihrer Schwester in der Wohnung auf dem Laagberg, 1967; private Fotografie/IZS

Marika Nedelkovski , links im Bild, mit einer befreundeten „Gastarbeiterin" in Norddeutschland, 1970er Jahre; private Fotografie/IZS

Aus dieser heterogenen Quellenbasis ergab sich für mich als Wissenschaftlerin die Schwierigkeit, Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten und die Geschichten zu strukturieren. Dabei ist mir bewusst geworden – und das war wohl auch eine der Haupterkenntnisse der Arbeit –, wie viele dieser Frauen unabhängig von ihrem jeweiligen Migrationskontext ganz ähnliche Erfahrungen gemacht haben: Alle hatten im Zuge ihrer Migration ähnliche praktische und bürokratische Hürden zu überwinden; alle standen vor der Herausforderung, in den deutschen Arbeitsmarkt einzutreten und die deutsche Sprache zu erlernen; alle hatten damit zu kämpfen, ihr Heimatland aufgegeben zu haben und ihren Platz in Deutschland zu finden. Und als ich diese Gemeinsamkeiten entdeckt hatte, ergab sich daraus im Prinzip auch schon von ganz alleine die Struktur für die Arbeit.

**Alexander Kraus:** Gerade mit Blick auf die 1960er und 1970er Jahre, in denen die zuvor so festgefahrenen Geschlechterverhältnisse in der Bundesrepublik – siehe das umstrittene Gleichberechtigungsgesetz, das Abtreibungsverbot, die sogenannte Hausfrauenehe oder das Scheidungsrecht – erst langsam in Bewegung gerierten, überrascht in Deiner Studie, wie viele verschiedene Emanzipations- und Empowermentgeschichten in den lebensgeschichtlichen Erzählungen stecken – und doch scheinen, so hast Du es eingangs unseres Gesprächs formuliert, Stichwort „Ungesehen", nicht wenige der Frauen ihre eigenen Geschichten nicht als solche zu deuten.

**Thaisa Cäsar:** Alle Frauen haben, so ich das aus den Interviews heraus beurteilen kann, eine ganz erstaunliche Entwicklung vollzogen. Alleine die Entscheidung zu emigrieren und sich in vielen Fällen gegen familiäre Widerstände durchzusetzen, war für viele schon ein Zeugnis großen Mutes, dann die Ankunft in einem fremden Land, oftmals ohne auch nur ein Wort Deutsch zu können, und leider in vielen Fällen auch die Auseinandersetzung mit rassistischen Erfahrungen und Gefühlen von Einsamkeit und Überforderung – das alles haben sie gemeistert und sind daran, das zeigen viele der Interviews wunderbar, extrem gewachsen und auch sehr stolz auf ihre Entwicklung.

Und dennoch, und das war, um ehrlich zu sein, eine der überraschendsten Erkenntnisse der Arbeit, können viele der Frauen nicht erkennen, warum ihre Geschichten erzählenswert sind – letztlich spiegelt sich darin eine dritte Ebene des Buchtitels *Ungesehen*. Dabei eröffnen uns diese Lebensgeschichten Einblicke in die Erfahrungen von Migrantinnen zu dieser Zeit und damit natürlich auch in die Geschichte Wolfsburgs in diesen Jahren. Denn diese Frauen haben über die Jahrzehnte viele Entwicklungen Wolfsburgs mitbekommen und können diese aus ihrer ganz eigenen Perspektive schildern und so die Vielfalt dieser Stadt hervorheben.

**Alexander Kraus:** Was hat Dich an den Lebensgeschichten, mit denen Du Dich so intensiv auseinandergesetzt hast, am meisten überrascht? Was hättest Du in ihren Erzählungen eher nicht erwartet? Oder anders gefragt: Welches Buch dachtest Du, würdest Du schreiben, und was für ein Buch ist es nun geworden?

**Thaisa Cäsar:** Um ehrlich zu sein, dachte ich zu Beginn, es würde eine wissenschaftliche Arbeit wie jede andere werden. Aber dann habe ich das erste Mal in die Interviews geschaut und bemerkt, wie schwer mir das Aufrechterhalten der gebotenen wissenschaftlichen Distanz zu diesen Quellen fallen wird. Ich war fasziniert von der Stärke dieser Frauen, die sich nicht zuletzt auch darin zeigt, dass sie immer wieder beruflich, nicht selten aber auch privat neu anfangen mussten, es geschafft haben, getrennt von ihren Familien und ihrer Kultur eigene Kinder großzuziehen, und sich gegen diverse Widerstände durchzusetzen – das sind alles ganz persönliche und berührende Erfahrungen, die es mir erschwerten, diese Interviews als historische Quelle wie jede andere zu betrachten. Ich bin diesen Frauen sehr dankbar, dass sie dafür bereit waren, ihre Lebensgeschichten in den Interviews zu erzählen und für die wissenschaftliche Forschung bereitzustellen – und ich hoffe, ihnen in diesem Buch gerecht geworden zu sein.

*Thaisa Cäsar studierte Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Mannheim, der University of Glasgow, der Uppsala universitet sowie der Georg-August Universität in Göttingen. Zurzeit promoviert sie an der Universität Heidelberg in Kooperation mit dem Institut für Zeitgeschichte in München zur Geschichte des Bundesministeriums der Finanzen in den sechziger bis achtziger Jahren.*

## Veranstaltungshinweis

Am Mittwoch, den 17. April 2024, 17 Uhr. stellt Thaisa Cäsar ihr Buch gemeinsam mit Dr. Alexander Kraus in der Stadtbibliothek Wolfsburg, im Alvar-Aalto-Kulturhaus vor. Der Eintritt ist kostenlos.

Thaisa Cäsar, Ungesehen. Weibliche Migration in die Bundesrepublik, 1960 bis 1990 (Stadt – Zeit – Geschichte, Bd. 9). Göttingen 2024; 168 S., 11 Abbildungen.
Ladenpreis: 19,00 Euro

Im Kampf um das kommunale Ausländerwahlrecht organsierten italienische Vertrauensleute eine symbolische Wahl in der *Industriediakonie Arche*, 1986; private Fotografie, Rocco Artale/IZS

# Wahlrecht ist Menschenrecht

VON ROCCO ARTALE

Nach einem Gespräch mit dem ersten Bevollmächtigten der *IG Metall* in Wolfsburg einige Wochen später und nach der Zustimmung der Ortsverwaltung unterzeichnete ich während meiner ersten Sitzung im Ausländerausschuss der Stadt Wolfsburg die Schweigepflicht-Erklärung. Die Probleme, die auf die italienische Gemeinde zukamen, waren schon seit der Ankunft der ersten italienischen Familien bekannt und waren teilweise schon im deutsch-italienischen Kontaktausschuss besprochen worden. Dazu zählten fehlende Wohnungen für italienische Familien, die Integration der Kinder, die mit ihren Eltern eingereist waren, Plätze für italienische Kinder in Kindergärten, Vorbereitungsklassen, die in deutschen Schulen eingerichtet wurden, Bildung und Ausbildung, Arbeit für ausländische Frauen und vieles mehr.

Einmal wöchentlich trafen sich die Ratsfraktionen unter Leitung des jeweiligen Fraktionssprechers mit den in den verschiedenen Ausschüssen eingesetzten Bürgervertretern im Plenum, um die verschiedenen Themen der Woche sowie politische Initiativen, die dem Stadtrat vorgelegt werden sollten, zu besprechen. Wolfsburg war damals die erste Stadt in Deutschland, die ein eigenes Referat für Ausländer in der Verwaltung eingerichtet und einen Ausschuss für Ausländerangelegenheiten im Stadtrat etabliert hatte. Auf nationaler Ebene war diese Art der politischen Partizipation, die nun erstmals auch in Wolfsburg lebenden Ausländern gewährt wurde, eine echte Sensation. Von diesem Zeitpunkt an wuchs in mir der Gedanke, dass das Ausländerwahlrecht ein zentrales Element für die Integration ausländischer Mitbürgerinnen und Mitbürger in die deutsche Gesellschaft ist.

Da das Wahlrecht nicht etwas abstraktes, sondern ein Menschenrecht ist, müssten alle Organe und Strukturen der Gesellschaft an seiner Umsetzung beteiligt werden. In Wolfsburg begann ich mit meiner Überzeugungsarbeit innerhalb der *IG Metall* auf jeder Sitzung, auf den Orts- und Regionalkonferenzen, mit Infoständen in den niedersächsischen Innenstädten … Kurzum, von Wolfsburg aus entstand eine breite Informationskampagne für das Ausländerwahlrecht. Von 1975 bis 1980 gab es sodann eine Kampagne innerhalb der Gewerkschaften. Am Anfang waren noch viele deutsche Gewerkschaftsmitglieder dagegen, Ausländerinnen und Ausländern das Wahlrecht zu gewähren. Die *IG Metall* aus Wolfsburg aber beteiligte sich an vielen überregionalen Demonstrationen, so in Bonn, Frankfurt, Berlin und Hamburg. Die Leute fuhren mit Bussen in die Städte – sie hatten stets ihre Transparente mit dabei.

Ein kommunales Wahlrecht für alle stärkt die Integration von Menschen mit Migrationserfahrung. Sie sendet eine wichtige Botschaft, sowohl an die Migrantinnen und Migranten als auch an die Gesellschaft insgesamt: Bürger, die hier dauerhaft arbeiten und leben, sind Mitbürger und sollten den Deutschen gleichgestellt sein. Auch sie zahlen Steuern, sie haben die gleichen Pflichten. Das Wahlrecht für alle stärkt die Integration von ausländischen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern, die seit mehr als zehn Jahren in der Bundesrepublik Deutschland leben und arbeiten.

In diesem Zusammenhang haben wir eine Informationskampagne innerhalb der Metallarbeitergewerkschaft durchgeführt und versucht, unsere deutschen Kollegen in den Verwaltungsstellen, den Bezirken und Vorständen der *IG Metall* zu überzeugen. Die Wolfsburger Verwaltungsstelle hatte 1980 auf dem *IG Metall*-Kongress in Berlin einen schriftlichen Antrag mit der Forderung nach dem Wahlrecht für ausländische Arbeitnehmer eingereicht. Die Antragsberatungskommission gab dazu eine positive Stellungnahme ab und bat um eine Abstimmung über den Antrag. Ich war Delegierter und hatte das Recht zu sprechen. Ich ging ans Mikrofon und appellierte an die Solidarität der Delegierten, bat darum, die Hunderttausenden ausländischen Mitglieder nicht zu enttäuschen, die auf ihr positives Votum für eine bessere Zukunft für sich und ihre Familien hofften. Durch den großen Applaus, der daraufhin im Saal ertönte, war klar, dass die Delegierten den Antrag befürworteten.

Die 1980er Jahre waren turbulente Jahre in Deutschland; jetzt waren es die Gewerkschaften, die die Politiker dazu drängten, sich entweder für oder gegen das Ausländerwahlrecht zu erklären. Tatsächlich machte die konservative CDU/CSU-Partei offen klar, dass sie dagegen war. Sie signalisierte, sobald ein Bundesland den Ausländern das Wahlrecht gewähren würde, das Verfassungsgericht anzurufen.

Die SPD und die *Grünen* wiederum hatten sich für das Ausländerwahlrecht starkgemacht, wenn auch manche noch nicht ganz von der Notwendigkeit überzeugt waren. Aber im Prinzip hatten sie die Tür für einen entsprechenden Prozess geöffnet und fühlten sich wohl mit dem Gedanken, eines Tages in einem deutschen Parlament neben einem Ausländer zu sitzen. In Wolfsburg organisierten währenddessen italienische Vertrauensleute 1986 eine symbolische Wahl in der *Industriediakonie Arche* (Abb. 21). Während die Deutschen zeitgleich zur Wahl gingen, um den Stadtrat zu wählen, stimmten die nicht-deutschen Bürgerinnen und Bürger für ein Symbol, nicht für Parteien. Als die Stimmzettel ausgezählt waren, stellten wir fest, dass die überwiegende Zahl der ausländischen Einwohner Wolfsburgs zur Wahl gegangen war und damit politische Reife und Verantwortung gegenüber ihrem Gastland gezeigt hatte.

Nach dem *IG Metall*-Kongress in Berlin wurde die Kampagne für das Ausländerwahlrecht noch einmal verstärkt. Nun galt es, den *Deutschen Gewerkschaftsbund* mit seinen siebzehn Mitgliedsgewerkschaften und rund 7,5 Millionen Mitgliedern zu überzeugen. Der Versuch, 1982 im Arbeiterparlament (Bundeskongress des DGB) die Delegierten auf die Seite der *IG Metall* zu ziehen, scheiterte jedoch an sieben Stimmen. Obwohl alle Redner in der Debatte unter dem Beifall der Delegierten die Forderung nach einem kommunalen Wahlrecht unterstützten, war es vielleicht die Rede des stellvertretenden Vorsitzenden Gerd Muhr, die den Ausschlag zugunsten der unentschlossenen Delegierten gegeben hatte.

Dieser hatte nicht ein Wort gegen das kommunale Wahlrecht von Ausländerinnen und Ausländern gesagt. Muhr wandte sich allerdings gegen die Forderung nach einer automatischen Erteilung von Arbeitserlaubnissen an Ehepartner und Kinder nach Abschluss der Familienzusammenführung – hier bat er den Kongress, die Situation des Arbeitsmarkts zu berücksichtigen. Und er wandte sich gegen die Einführung des passiven Wahlrechts bei der Sozialwahl im Jahr 1982, da er eine weitere Zersplitterung der Wählerstimmen durch Interessengruppen verschiedener Art befürchtete.

Eines aber wurde dem DGB durch dieses Votum klar: Die Forderung der ausländischen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer wurde nicht nur von vereinzelten Phantasten unterstützt, sondern von fast der Hälfte der Kongressdelegierten. Einem erneuten Anlauf auf der nächsten Bundeskonferenz würde man nur schwer etwas entgegensetzen können. Doch sollten weitere fünf Jahre vergehen, bis die Diskussion über das Wahlrecht für ausländische Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer zum zweiten Mal auf die Tagesordnung des DGB-Kongresses gesetzt werden sollte. Tatsächlich sprach sich diesmal die überwältigende Mehrheit der Delegierten für die Forderung aus. Nun ging es darum, sie in der gesamten Bundesrepublik Deutschland in reale Politik umzusetzen.

In Wolfsburg hatte ich zwar einen Sitz im Ausschuss für Ausländerangelegenheiten, agierte jedoch nicht als Ratsmitglied mit Entscheidungsbefugnis, weshalb ich auf einer Vertreterversammlung der dortigen *IG Metall* als Gewerkschaftssekretär kurz nach dem DGB-Kongress sagte:

Liebe Kolleginnen und Kollegen, nach dem Beschluss des DGB-Bundeskongresses, ausländischen Arbeitnehmern das Wahlrecht zu gewähren, sollten wir alle Anstrengungen auf dieses Ziel konzentrieren, nämlich das Wahlrecht auf kommunaler Ebene umzusetzen. Die Entscheidung ist in den siebzehn DGB-Gewerkschaften klar und deutlich gefallen, jetzt muss es an die Umsetzung gehen. Wir in der Metallindustrie wissen, dass ausländische Arbeitnehmer und ihre Familien ein fester Bestandteil der deutschen Gesellschaft geworden sind.

Auf meine Rede folgte ein langanhaltender Beifall.

Sowohl die Bundesgeschäftsführung des DGB, die Plakate und Flugblätter drucken ließ, die sie den siebzehn Gewerkschaften zur Verfügung stellte, als auch die *IG Metall* begleitete die Aktion mit ihrer Zeitung *Der Gewerkschafter* unter dem Motto „Jeder Mensch, eine Stimme“. Die Wochenzeitung *Metall* erschien mit dem Thema Ausländerwahl auf der Titelseite und brachte einen großen Artikel im Innenteil. In Wolfsburg gab es die italienische Zeitschrift *Il nostro Lavoro*, für die ich als Redaktionsmitglied tätig war. Dort haben wir Texte auf Italienisch über das Wahlrecht für ausländische Arbeiter veröffentlicht. Ich organisierte Wochenendseminare für Vertrauensleute und Gewerkschaftsmitglieder; daneben realisierten wir Bildungsurlaube mit einem einwöchigen Programm für Vertrauensleute im Bildungszentrum der Heimvolkshochschule Göhrde und Hustedt, für Mitglieder in Tossens, Clausthal-Zellerfeld und Bad Bevensen. Ich habe keine Gelegenheit ausgelassen, ob auf den 1. Mai-Demonstrationen oder auf anderen Gewerkschaftskonferenzen, um für dieses Thema zu werben.

In einer dritten Phase wollte die *IG Metall* nicht länger allein auf lokaler Ebene agieren, sondern

mit regionalen und nationalen Aktionen auf unsere Forderungen aufmerksam machen. Damit sollte der öffentliche Druck auf Politiker und Parteien erhöht werden. Es war klar, dass es auf den Straßen zu Demonstrationen kommen konnte. Politiker müssen erreichbar sein und Fragen beantworten. In Briefen wurden Bürgermeister, Prominente wie der Regierungspräsident oder Bundestagsabgeordnete, aber auch Vertrauensleute und Mitglieder der Ausländerausschüsse der *IG Metall* zu bundesweiten Treffen aufgerufen. So wurden sie zu einem Teil des *IG Metall*-Projekts.

Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre waren die politischen Positionen der Parteien in dieser Sache eindeutig: Die CDU wollte nicht, mit Ausnahme vielleicht eines kleinen Teils auf europäischer Ebene, die CSU sagte entschieden nein. Die FDP bekundete in ihrem Programm dazu ihren Zuspruch, wollte aber in der Koalition ob des Themas keinen Streit vom Zaun brechen. Die SPD sagte wiederum ja und nein zugleich: Im Programm bekannte sie sich klar dazu, in der Umsetzung aber zog sie sich in den entscheidenden Momenten auf die Notwendigkeit zurück, die Position zu aktualisieren. Ich erinnere an die Bundesländer Hessen, Bremen und Hamburg, in denen aus opportunistischen Erwägungen das Wahlvolk durch die Forderung nicht beunruhigt werden sollte. Es blieben allein die *Grünen*, die eindeutig formulierten: Ja, wir wollen das Ausländerwahlrecht, aber die Beiräte könnten eine Übergangslösung sein, um zwischenzeitlich zu sehen, was in Hamburg passiert, falls dort die ersten Ausländerinnen und Ausländer zur Wahl gehen sollten. Später entschied das höchste Gericht in Hamburg, dass das Wahlrecht für Ausländer verfassungswidrig sei.

Im Europäischen Parlament hatte sich dagegen in allen Fraktionen eine Mehrheit für ein kommunales Ausländerwahlrecht gebildet. Doch gab es ein Schlupfloch in dieser Angelegenheit: Solche Entscheidungen mussten eben noch in den nationalen Parlamenten bestätigt werden.

Das Recht zur Kommunalwahl für Ausländerinnen und Ausländer in Deutschland wurde denn auch nicht umgesetzt, bis schließlich der am 7. Februar 1992 unterzeichnete Vertrag von Maastricht am 1. November 1993 in Kraft trat. Mit ihm wurde auch das Konzept der Unionsbürgerschaft eingeführt, die für alle Bürgerinnen und Bürger der EU-Mitgliedsstaaten gleichermaßen gilt. Die Unionsbürgerschaft gewährt das Aufenthaltsrecht in jedem Mitgliedsstaat, das aktive und passive Wahlrecht bei Kommunalwahlen sowie das Recht, in Fragen der Gemeinschaftszuständigkeit Petitionen an das Europäische Parlament zu richten.

All die Bemühungen in Deutschland, wo Millionen Menschen in Überzeugungskampagnen auf die Straßen gegangen waren, um das kommunale Wahlrecht zu erlangen, liefen angesichts der konservativen Politik im Land ins Leere. Deutschland war in den 1980er und 1990er Jahren noch nicht soweit, zu erkennen und zuzugeben, dass es längst ein Einwanderungsland geworden war. Die Verfassung sollte nicht geändert werden, um Ausländerinnen und Ausländern in der Bundesrepublik Deutschland das Wahlrecht zu geben. Die Europäische Union aber hatte ihren Bürgerinnen und Bürgern die europäische Staatsbürgerschaft und das europaweite kommunale Wahlrecht gewährt.

Der Text ist ein Auszug aus Rocco Artales Autobiografie *Avanti! Vom Arbeitsmigranten zum Ehrenbürger.*

Rocco Artale, Avanti! Vom Arbeitsmigranten zum Ehrenbürger (Texte zur Geschichte Wolfsburgs, Bd. 45). Hannover 2024; 400 S., 43 Abbildungen. Ladenpreis: 15,00 Euro

# Den Neofaschisten keinen Raum geben

Proteste aus der Wolfsburger italienischen Community im Zuge der ersten Europawahl

VON MAIK ULLMANN (*KORRIGIERTE FASSUNG, 2025*)

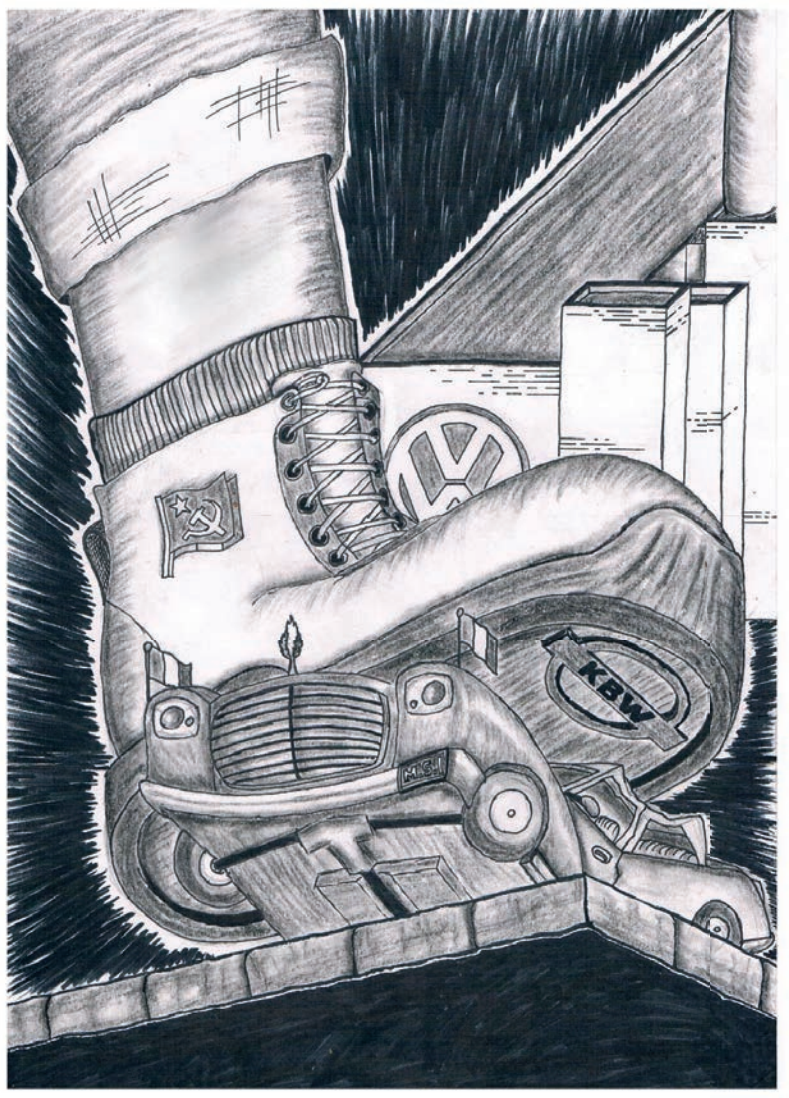


Illustration „Fußtritte gegen‚braunen' Wagen" von Steffen Hannemann, 2024

Im Mai 1979 drohte der niedersächsischen Stadt Wolfsburg „Ärger mit ‚Faschisten'" aus Italien.[1] Pino Romualdi von der neofaschistischen Partei *Movimento Sociale Italiano* (MSI),[2] der schon in der Republik von Salò in den Diensten Benito Mussolinis gestanden hatte, befand sich seinerzeit auf Wahlkampftournee für die erste direkte Europawahl, die nur einen Monat später stattfinden sollte. Dafür machte er auch in einem der damals ‚größten italienischen Dörfer nördlich des Brenners' Halt, wie die Stadt am Mittellandkanal in der Tagespresse gelegentlich umschrieben wurde.[3] Denn seit den frühen 1960er Jahren waren im Zuge der „Vereinbarung über die Anwerbung und Vermittlung von italienischen Arbeitskräften nach der Bundesrepublik Deutschland" mehrere Tausend Italiener auch in die Industriestadt am Mittellandkanal migriert und hatten, so sie sich für einen dauerhaften Aufenthalt entschieden, längst ihre Familien nachgeholt oder eine ebensolche in Wolfsburg gegründet. Deren Wahlstimmen versuchte Romualdi einzufangen.

Doch war der Rechtspolitiker unter den Italienerinnen und Italienern in Wolfsburg offenbar nur wenig beliebt, opponierten doch einige von diesen gegen dessen Wahlkampfbesuch. Auch am 10. Juni 1979 setzten dann letztlich nur wenige der etwa 2.000 Wahlberechtigten ihr Kreuz beim Kandidaten des MSI. Die Europawahl selbst galt den Zeitgenossinnen und Zeitgenossen allerdings eher nicht als epochal.[4] In der Forschung wird die Abstimmung hingegen als zentrale Säule des „Zusammenwachsen[s] Europas" gedeutet.

## Der Europawahlkampf des MSI in Wolfsburg

Der Urnengang benötigte eine aktive Vorbereitungsphase seitens der Kommunen. Nationale Abstimmungen über die Zusammensetzung des *Europäischen Parlamentes* per Direktwahl und dies in allen neun Mitgliedstaaten der *Europäischen Gemeinschaft* stellten seinerzeit ein „Novum" dar.[5] Zuvor hatten noch die nationalen Parlamente darüber bestimmt, wer die europäischen Bürgerinnen und Bürger in Straßburg vertreten sollte. Entsprechend intensiv mussten Landkreise und Kommunen im Vorfeld über den Ablauf der Wahl Aufklärungsarbeit leisten.[6]

In Wolfsburg initiierte der Verwaltungsausschuss zu diesem Zweck das *Kreiskomitee Wolfsburg*. Die Referenten des Komitees waren auf Veranstaltungen von „Frauenverbänden […] Altenkreise[n], Landvolkverbände[n], Vertriebenen-Vereine[n], Sportclubs, Schulen [sowie] Kirchenkreisen" eingeladen, um auf die Hintergründe der Wahl aufmerksam zu machen und für den „Europa-Gedanken" zu werben.[7] Augenscheinlich wurden dabei allerdings die Italienerinnen und Italiener in Wolfsburg vergessen. Darüber beklagte sich zumindest der Italiener Michele Romano am „Europa-Stammtisch" der Christdemokraten im Wolfsburger Stadtteil Westhagen, der das Fehlen von Informationsmaterial über die anstehende Wahl in italienischer Sprache monierte.[8] Romualdi hingegen hatte sich laut einer von den *Wolfsburger Nachrichten* zitierten „Einladungskarte" gezielt an die „italienischen Arbeitnehmer" gerichtet.[9]

In Wolfsburg trat damals ein gewisser Manfredo Celesti als verlängerter Arm der neofaschistischen Partei auf und arrangierte auch den Wahlkampftermin für Romualdi.[10] Vermutlich gehörte Celesti dem *Comitato Tricolore per gli Italiani nel Mondo* an, das europaweit Propaganda des rechtsextremen MSI verbreitete und auch in Wolfsburg eine Niederlassung betrieb.[11] Wie die Niederschrift der Ratssitzung vom 23. Mai 1979 zeigt, sorgte dies unter den Kommunalpolitikerinnen und politikern für Unbehagen. Romualdis anstehender Werbeveranstaltung in der Wolfsburger Gaststätte *Föhrenkrug* in der Pestalozziallee wusste man im nur wenige Meter davon entfernten Ratsrund jedoch nichts entgegenzusetzen: Auf die Frage des Beigeordneten Helmut Simson, ob es denn möglich sei, „das Auftreten eines der führenden Faschisten Europas in Wolfsburg zu verhindern", lautete die einfache Antwort schlichtweg „nein".[12]

Tatsächlich waren den kommunalen Entscheidungsträgern die Hände gebunden: „Es handelt sich aufgrund des uns bekannten Sachverhaltes um eine öffentliche Versammlung in geschlossenen Räumen", führte Stadtrechtsrat Otto Haag aus. „Eine solche Versammlung ist nicht anmeldepflichtig im Gegensatz zu öffentlichen Versammlungen unter freiem Himmel." Weiter betonte Haag, es gebe keine Erkenntnisse, die ein Verbot des italienischen Abgeordneten legitimieren würden. Die Polizei hätte bereits Maßnahmen ergriffen, um Störungen zu vermeiden. Fritz Hoffmann, der Wirt des *Föhrenkruges*, zeigte sich an der laufenden Diskussion jedenfalls nur wenig interessiert. Offenbar war Hoffmann nicht bekannt, dass ein führender Rechtsextremist Italiens in seinem Lokal sprechen würde.[13] Die Veranstaltung absagen wollte er jedenfalls nicht. Wie er den *Wolfsburger Nachrichten* verriet, hatte er die Saalmiete bereits „eingestrichen".[14] Damit stand Romualdis Wahlkampfrede in Wolfsburg nichts mehr im Wege. Oder doch?

## Antifaschistische Proteste gegen Romualdi

Bereits am Nachmittag des 27. Mai 1979 hatten sich rund 350 „Anti-Faschisten", darunter auch einige Wolfsburger Anhänger des *Kommunistischen Bundes Westdeutschland*,[15] in der Innenstadt versammelt, um gegen Romualdi und die Politik des MSI zu demonstrieren.[16] Die Anhänger des

neofaschistischen Politikers hatten davon indes offenbar Wind bekommen und infolge dessen umdisponiert. Etwa ein Fünftel der 250 im Vorfeld erwarteten „italienischen Faschisten“, wie es in der Presse hieß, wollten sich nun im Sülfelder Restaurant *San Marco* außerhalb des Innenstadtgebietes treffen. Doch die MSI-Gegner waren mindestens genauso gut informiert. Und so wurden Romualdi und seine Mitstreiter in Sülfeld bereits von etwa 100 Gegendemonstranten erwartet. Polizeikräfte aus Wolfsburg, Gifhorn und Helmstedt waren im Einsatz, um gewalttätige Ausschreitungen zu verhindern, doch wurde Romualdis Wagen dermaßen durch Fußtritte malträtiert, dass dieser sich als nicht mehr fahrtüchtig erwies. Personen kamen bei dem Zusammentreffen nicht zu Schaden. Die *Wolfsburger Allgemeine Zeitung* vermutete, plötzlich einsetzender Regen habe die Gemüter abkühlen lassen.

Der Auftritt Romualdis hatte zwar nicht verhindert, so aber doch zumindest gestört werden können. Worüber Romualdi im *San Marco* sprach, ist allerdings nicht überliefert. Doch nicht wenige der Italienerinnen und Italiener in Wolfsburg hatten ihrem Ärger über das Auftreten des MSI-Kandidaten Luft gemacht, indem sie auf das Mittel der „„Straßenpolitik“ zurückgriffen und „zu einer Demonstration“ aufgerufen hatten.[17] Von ihrem demokratischen Wahlrecht konnten dann jedoch nur etwa die Hälfte der Wahlberechtigten Italienerinnen und Italiener Gebrauch machen.

Faktisch blieben einige der Italienerinnen und Italiener in Wolfsburg der Abstimmung über das Europaparlament seinerzeit fern. Dies hing nicht mit einer etwaigen ‚Demokratiemüdigkeit‘ zusammen, sondern hatte eine ganz andere Ursache: Aus einer Analyse der Europawahlergebnisse in Wolfsburg im Jahr 1979, die das *Referat für Stadtentwicklung* erarbeitete, geht hervor, dass alle wahlberechtigten Italienerinnen und Italiener ihre Wahlunterlagen aus ihren Herkunftsgemeinden in Italien erhalten sollten. Die Mühlen der Verwaltung mahlen aber bekanntlich mitunter langsam: „Annähernd die Hälfte der möglichen Wähler hat jedoch diese notwendigen Unterlagen nicht rechtzeitig bekommen.“[18] In Konsequenz hatten am Wahlsonntag dann allein 1.984 italienische Staatsangehörige in Wolfsburg die Möglichkeit zur Teilnahme an der Wahl. Davon beteiligten sich letztlich 1.252 Personen am Wahlgang, wobei nicht alle einen gültigen Stimmzettel abgaben.

## Das Zeitenwende-Jahr 1979: Rechtsextremismus auf dem Vormarsch

Das Ergebnis zeigt indes, dass der rechte MSI in Wolfsburg nur über wenige Anhängerinnen und Anhänger verfügte. Populär waren unter den Exilitalienerinnen und italienern hingegen die kommunistische und die sozialistische Partei ihres Heimatlandes: Die *Partito Comunista Italiano* und die *Partito Socialista Italiano* strichen mit 29,9 Prozent und 24,4 Prozent einen Großteil der Stimmen in Wolfsburg ein. Die MSI hingegen erreichte lediglich 5,2 Prozent, lag damit 1,4 Prozent über dem bundesweiten Durchschnitt und befand sich etwa gleichauf mit dem Ergebnis in Italien. Für Romualdi sowie drei weitere MSI-Politiker reichte die Stimmenausbeute dennoch für einen Sitz im ersten direkt gewählten *Europäischen Parlament*.

Nicht nur in Italien befand sich seinerzeit der Rechtsextremismus auf dem Vormarsch.[19] Angesichts globaler Umbrüche und Revolutionen wie solcher in Iran und Vietnam flohen zahlreiche Menschen vor politischer Verfolgung und Unterdrückung in die Bundesrepublik.[20] Einer anfänglichen Willkommenskultur wich bald die Furcht vor einer vermeintlichen Überfremdung. Dabei handelt es sich um ein häufig im rechten Milieu bemühtes Narrativ, das Fremdenfeindlichkeit und den „Untergang des Abendlandes“ heraufbeschwören soll.[21] Es verbreitete sich im „Nicht-Einwanderungsland Deutschland“[22] im *Zeitenwende*-Jahr 1979, zunehmend eine „Angst vor Migranten“.[23] Die Erfolge der *Nationaldemokratischen Partei Deutschlands* in den späten 1960er Jahren hatten offenbar innerhalb der Gesellschaft tiefe Spuren hinterlassen, ausländerfeindliche Ressentiments geschürt und diese salonfähig werden lassen. Die Familien der einstigen „Gastarbeiter“ sowie andere Migrantinnen und Migranten sahen sich in Deutschland bereits ab den 1960er Jahren häufig mit rassistischen Anfeindungen konfrontiert.[24] Wolfsburg bildet dabei keine Ausnahme. Auch dort wurde ihnen oftmals mit Vorurteilen und Fremdenfeindlichkeit begegnet.[25] Unter den Migrantinnen und Migranten, von denen eine Vielzahl an Personen womöglich selbst bereits Opfer rassistischer Diskriminierung geworden war, regte sich im Zuge der ersten Europawahl in Wolfsburg jedoch Widerstand gegen einen Vertreter rechtsextremer Positionen. Freilich hielt dies Romualdi nicht davon ab, auch in der darauffolgenden Wahlperiode (1984–1989) anzutreten und sich der „Fraktion der europäischen Rechten“ anzuschließen, die sich unter Jean-Marie Le Pen von der französischen *Front National* formiert hatte.

1 „Ärger mit ‚Faschisten‘“, in: Wolfsburger Nachrichten vom 26. Mai 1979.

2 Die Partei wurde nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges im Jahr 1946 von Anhängern der besiegten Italienischen Sozialrepublik gegründet. Siehe dazu Giancarlo Falcioni, „Vor der Diaspora: Mobilisierung und Systemopposition im italienischen Neofaschismus der 1970er Jahre“, in: Massimiliano Livi/Daniel Schmidt/Michael Sturm (Hg.), Die 1970er Jahre als schwarzes Jahrzehnt. Politisierung und Mobilisierung zwischen christlicher Demokratie und extremer Rechter. Frankfurt am Main/New York 2010, S. 209–227, hier S. 210–213.

3 Einige Monate zuvor hatte schon der Besuch des MSI-Vorsitzenden Giorgio Almirante in Wolfsburg für Unruhe gesorgt. Davon berichtet der einstige Wolfsburger Gewerkschaftssekretär und heutige Ehrenbürger Rocco Artale in seiner jüngst erschienenen Autobiografie. Siehe dazu Rocco Artale, Avanti! Vom Arbeitsmigranten zum Ehrenbürger. Hannover 2024, S. 114–116.

4 Hier und im Folgenden Frank Bösch, Zeitenwende 1979. Als die Welt von heute begann. Bonn 2019, S. 17.

5 Joachim Wintzer, „Schritte, Motive und Interessen: Die Debatte um die Direktwahl in den 1970er Jahren aus Sicht der Mitgliedstaaten“, in: Jürgen Mittag (Hg.), 30 Jahre Direktwahlen zum Europäischen Parlament (1979–2009). Europawahlen und EP in der Analyse. Baden-Baden 2011, S. 93–113, hier S. 93.

6 „‚Workshop‘ über den Europa-Gedanken“, in: Wolfsburger Allgemeine Zeitung vom 28. Mai 1979; „Der SPD-Europabus heute in Wolfsburg“, in: Wolfsburger Allgemeine Zeitung vom 29. Mai 1979; „Hinweise für die Europawahl“, in: Wolfsburger Allgemeine Zeitung vom 31. Mai 1979.

7 „Über 100 000 Bürger wurden informiert“, in: Wolfsburger Allgemeine Zeitung vom 30. Mai 1979.

8 „Parteien nehmen keine Rücksicht“, in: Wolfsburger Allgemeine Zeitung vom 25. Mai 1979.

9 „Fußtritte gegen ‚braunen‘ Wagen“, in: Wolfsburger Nachrichten vom 29. Mai 1979.

10 „Der Leser schreibt: Im Telefonbuch nicht vermerkt“, in: Wolfsburger Nachrichten vom 6. Juni 1979.

11 Petra Rosenbaum, Neofaschismus in Italien. Frankfurt am Main/Köln 1975, S. 17.

12 Hier und im Folgenden StadtA WOB, B.1.1, Nr. 33, Niederschrift über die 61. Öffentliche Ratssitzung vom dem 23. Mai 1979.

13 Rosenbaum, Neofaschismus in Italien (wie Anm. 11), S. 36.

14 „Ärger mit ‚Faschisten‘“, in: Wolfsburger Nachrichten vom 26. Mai 1979.

15 Zum Kommunistischen Bund Westdeutschland siehe Andreas Kuhn, Stalins Enkel, Maos Söhne. Die Lebenswelt der K-Gruppen in der Bundesrepublik der 70er Jahre. Frankfurt am Main 2005, S. 33–38.

16 Hier und im Folgenden „Fußtritte gegen ‚braunen‘ Wagen“, in: Wolfsburger Nachrichten vom 29. Mai 1979; „Regen kühlte die Gemüter ab“, in: Wolfsburger Allgemeine Zeitung vom 29. Mai 1979.

17 Philipp Gassert, Bewegte Gesellschaft. Deutsche Protestgeschichte seit 1945. Bonn 2019, S. 137; StadtA WOB, B.1.1, Nr. 33, Niederschrift über die 61. Öffentliche Ratssitzung vom dem 23. Mai 1979.

18 Hier und im Folgenden Stadt Wolfsburg/Referat für Stadtentwicklung (Hg.), Analyse der Europawahl 1979 in Wolfsburg. Wolfsburg 1979, S. 35.

19 Zum italienischen Neofaschismus siehe Massimiliano Livi, „Die extreme Rechte in Italien. Von den 1970er-Jahren bis heute“, in: Archiv für Sozialgeschichte, Bd. 63 (2023), S. 61–91; siehe auch Wolfgang Benz, Rechtsradikalismus: Randerscheinung oder Renaissance? Frankfurt am Main 1980.

20 Hier und im Folgenden Bösch, Zeitenwende 1979 (wie Anm. 4), S. 221.

21 Volker Weiß, Die autoritäre Revolte. Die Neue Rechte und der Untergang des Abendlandes. Stuttgart 2017, S. 155.

22 Die Historikerin Maria Alexopoulou nutzt den durch Klaus J. Bade geprägten Begriff in ihrer Monografie, um das Phänomen der in Deutschland geförderten Zuwanderung, bei gleichzeitiger Ablehnung einer dauerhaften Einwanderung, zu umreißen. Siehe dazu Maria Alexopoulou, Deutschland und die Migration. Geschichte einer Einwanderungsgesellschaft wider Willen. Stuttgart 2020, S. 95.

23 Bösch, Zeitenwende 1979 (wie Anm. 3), S. 221.

24 Oliver Trede, „Misstrauen, Regulation und Integration. Gewerkschaften und ‚Gastarbeiter‘ in der Bundesrepublik in den 1950er bis 1970er Jahren“, in: Jochen Oltmer/Axel Kreienbrink/Carlos Sanz Díaz (Hg.), Das „Gastarbeiter“-System. Arbeitsmigration und ihre Folgen in der Bundesrepublik Deutschland und Westeuropa. München 2012, S. 183–197, hier S. 189.

25 Alexander Kraus, Stadt ohne Geschichte? Wolfsburg als Demokratielabor der Wirtschaftswunderzeit. Göttingen 2021, S. 283–285.

# „Es war auch eine große Befriedigung, meinen Vater auf diese Weise ehren zu können.“

JEAN-MICHEL GAUSSOT IM GESPRÄCH MIT ANITA PLACENTI-GRAU

Jean-Michel Gaussot und Anita Placenti-Grau im Gespräch am 21. Februar 2024 in der Stadtbibliothek/IZS

**Anita Placenti-Grau:** War Ihnen sofort klar, als Sie im Nachlass Ihrer Mutter die von ihr tagebuchartig geführten Kalender wie auch die Briefe der einstigen Weggefährten ihres Vaters gefunden haben, dass Sie anhand dieses Materials ein Buch über Ihren Vater schreiben möchten? Oder wann reifte der Gedanke dazu?

**Jean-Michel Gaussot:** Als ich das nötige Material gefunden hatte, wusste ich sogleich, dass ich es für das Schreiben eines Buches nutzen würde. Ich kann mich nicht erinnern, wann genau ich zum ersten Mal den Plan oder den Wunsch gehabt habe, ein Buch über meinen Vater zu schreiben. Doch war dieses Projekt gewiss seit mehreren Jahrzehnten in meinem Kopf. Aber lange blieb es eher ein vages Projekt denn ein konkreter Plan. Zunächst, weil ich als Diplomat viel zu tun hatte und nicht die Zeit und den Mut hatte, ein solches Werk anzufangen. Darüber hinaus wollte ich meinem Vater zwar durch ein Buch eine Ehre erweisen, aber ich wusste schlichtweg nicht genug über ihn – besonders über seine letzten Monate als KZ-Häftling –, um eine Erzählung über ihn zu verfassen.

Wie Sie es ganz richtig gesagt haben: Was mir erlaubte, meinen Plan zu verwirklichen, ist die Tatsache, dass ich nach dem Tod meiner Mutter mir bisher unbekannte Dokumente gefunden habe. Mit den Taschenkalendern meiner Mutter und den Briefen, die sie nach dem Kriegsende erhalten hatte, sah ich die Möglichkeit, die parallelen Leben meines Vaters in Deutschland und meiner Mutter in Frankreich zu beschreiben. So konnte ich mir meinen alten Wunsch erfüllen, oder vielmehr mein Bedürfnis endlich stillen. Das Buch habe ich 2014 geschrieben, nachdem es mir gelungen war, die Anmerkungen meiner Mutter in ihrem Taschenkalender zu entziffern. Ich muss sagen, dass ihre Handschrift nicht leicht zu lesen war, und das hat mich große Anstrengungen gekostet.

**Anita Placenti-Grau:** Ich stelle mir vor, so ein Buch, in dem man sich der Geschichte, ja dem tragischen Schicksal des eigenen Vaters widmet, macht sicherlich bereits während der Arbeit daran etwas mit einem selbst. Wie haben Sie sich während des Schreibens gefühlt? Verlief das Schreiben eher stockend oder haben Sie sich phasenweise auch eine Last von der Seele geschrieben?

**Jean-Michel Gaussot:** Das Schreiben des Buches war manchmal schmerzhaft, weil ich mir den Leidensweg meines Vaters konkret vorstellen musste. Aber es war auch eine große Befriedigung, meinen Vater auf diese Weise ehren zu können. Darüber hinaus glaube ich, dass es sehr wichtig ist, diese schmerzliche Vergangenheit nicht zu vergessen, so dass der Wunsch des „Nie wieder!“ Wirklichkeit werde.

Ich kann sagen, dass ich mich nach dem Schreiben des Buches besser fühlte. Ich hatte ausgeführt, was ich sollte und wollte. Ich fühlte mich von einer schweren Last befreit. Das Schreiben selbst war keine große Anstrengung. Ich hatte keine Frist zu beachten. So habe ich mir Zeit gelassen. Ich schrieb nicht jeden Tag, sondern hin und wieder. Und als die erste Fassung fertig war, habe ich den Text intensiv korrigiert und einige Teile umgeschrieben.

**Anita Placenti-Grau:** So viele Jahrzehnte Ihres Lebens haben Sie so gut wie nichts über diese letzten Etappen Ihres Vaters gewusst. Heute, nach dem Abschluss Ihrer Recherche und Auseinandersetzung mit dem Thema, haben Sie so viele bedrückende Gewissheiten bekommen. Ist es schwerer, mit all dem zu leben als mit der Ungewissheit?

**Jean-Michel Gaussot:** Nein, mit Ungewissheiten zu leben ist

schwerer als mit Gewissheiten, auch wenn diese Gewissheiten nicht angenehm sind. Solange man die Wirklichkeit nicht kennt, kann man auch das Schlimmste vermuten. Wissen ist immer besser als nicht zu wissen, glaube ich. Nicht alles, das ich entdeckt habe, war negativ, es gab auch positive Informationen, zum Beispiel die Tatsache, dass mein Vater im Lager sehr gute und enge Freunde gefunden hatte.

**Anita Placenti-Grau:** Haben Sie während der Arbeit am Buch denn mit Ihrer älteren Schwester über einzelne Kapitel gesprochen, einzelne Passagen miteinander diskutiert? Hat sie das Buch gelesen und wenn ja, wie hat sie darauf reagiert? Hat sie ihre Passion für das Thema teilen können?
**Jean-Michel Gaussot:** Ich habe meine Schwester nicht darüber informiert, dass ich dieses Buch schreibe. Manchmal habe ich mit ihr zusammen einige Erinnerungen geprüft, dies aber ohne meine Absichten zu verraten. Ich fürchtete, dass sie sich in das Verfassen des Buches einmischen würde. Erst nachdem das Buch veröffentlicht war, habe ich ihr ein Exemplar in ihren Briefkasten geworfen. Ich fragte mich, wie sie wohl darauf reagieren würde und war daher etwas unruhig. Zum Glück hat sie auf das Buch positiv reagiert. Sie hat lediglich kleine Kritiken über Einzelheiten zum Ausdruck gebracht.

Sie haben auch gefragt, ob meine Schwester sich für das Thema interessiert. Die Antwort ist ja, sie hat Interesse, aber ihres ist nicht so groß wie meines. Ich glaube, der Grund dafür ist, dass sie als Kind zu keiner Zeit eine so enge Beziehung zu unseren Großeltern väterlicherseits wie ich hatte. Diese sehr starke Beziehung, die ich gehabt habe, hatte ich wohl, weil ich, laut meinen Großeltern, meinem Vater sehr ähnelte. Die Liebe, die sie für ihren Sohn fühlten, haben sie spontan auf mich übergetragen. Das hat mich stark beeinflusst. Meine Schwester hat keine vergleichbaren Erfahrungen gemacht.

**Anita Placenti-Grau:** Ihr Buch trägt den Titel *Ode an den großen Abwesenden, der mich niemals verlassen hat*. Immer wieder finden sich darin Passagen, in denen Sie versuchen, sich in eben diesen großen Unbekannten hineinzuversetzen, in denen Sie versuchen, zu erspüren, wie er sich verhalten haben könnte, wie er sein Schicksal ertragen hat. Diese Imaginationen lesen sich mitunter wie Wunschvorstellungen, wie die Suche nach einem Ideal, sind bisweilen nahe an einer Verklärung – ehe Sie sich dann doch einbremsen, innehalten und eine weniger, ich sage einmal forsch, verklärende Perspektive einnehmen. Ich habe diese Passagen als hochspannend empfunden, da sie eine ganz andere Perspektive eröffnen – sie offenbaren den schmerzhaften Verlust, das Fehlen, verkörpern die große Leerstelle. War es eine bewusste Entscheidung, diese Ebene mit ins Buch einzuarbeiten?
**Jean-Michel Gaussot:** Ich habe nur versucht, meine Gefühle auszudrücken, wie sie tatsächlich waren. Ich bin mir bewusst, dass ich meinen Vater vollkommen idealisiert habe. Er war ein normaler Mensch, in meiner Kindheit habe ich ihn allerdings wie einen Gott betrachtet. In meiner eigenen Religion war er fast so wichtig wie Jesus. Er war fast eine Obsession für mich. Das hat lange angedauert und noch heute denke ich sehr oft an ihn.

Den Titel des Buches habe ich gewählt, bevor ich mit dem Schreiben angefangen habe. Ich wollte eine zwiespältige Realität ausdrücken. Einerseits habe ich als Kind unter der Abwesenheit meines Vaters viel gelitten, wie ich es im Buch erklärt habe. Andererseits war er, gerade weil diese Abwesenheit so schmerzlich war, immer in meinen Gedanken. In meiner Vorstellung war dieser große Abwesende sehr anwesend.

**Anita Placenti-Grau:** Im Jahr 2016 wurde Ihr Buch im französischen Original veröffentlicht. Nun haben wir es übersetzen lassen, so dass es 2023 auf Deutsch erscheinen konnte. Nun, heute, am 21. Februar 2024 darf ich mit Ihnen hier gemeinsam über Ihr Buch sprechen. Seit dem Verfassen des Manuskripts sind inzwischen einige Jahre vergangen. Was würden Sie, so Sie die Gelegenheit dazu hätten, heute ergänzen? Oder ist es tatsächlich ein abgeschlossenes Projekt? Ist mit diesem Buch alles zu diesem Thema gesagt?
**Jean-Michel Gaussot:** Ich denke, dass ich alles, was ich erzählen habe können, auch erzählt habe. Sicher habe ich nicht alles gesagt, und wahrscheinlich wäre es möglich, dem Buch einige neue Einzelheiten hinzuzufügen. Aber ich hege nicht die Absicht, das Buch zu ergänzen. Im Jahr 2018 habe ich ein zweites Buch veröffentlicht, diesmal über meine Karriere als Diplomat. Ich weiß nicht, ob ich eines Tages in der Verfassung dazu sein werde, die Arbeit an einem dritten Buch aufzunehmen – wahrscheinlich bin ich dafür zu alt. Aber wenn ich es trotzdem tun würde, würde es etwas ganz anderes sein, vielleicht ein Roman. Aber das Wahrscheinlichste ist, dass ich kein weiteres Buch schreiben werde. Ich möchte nicht wieder über meinen Vater schreiben. Was ich darüber sagen wollte, habe ich mit dieser Ode bereits zum Ausdruck gebracht. Das Buch ist abgeschlossen.

# Von der Kraft und der Bedeutung des Erinnerns

ANITA PLACENTI-GRAU ZUM TAG DES GEDENKENS AN DIE OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS

Hochzeitsfotografie der Großeltern von Alain Vigaud - François Rosellini und Eugénie Ludovine Rugani –, aufgenommen in Marseille am 9. Juli 1931; private Fotografie/IZS

Heute gedenken wir an die Opfer des Nationalsozialismus. Wir tun dies anlässlich des Jahrestages der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz und damit jenes Konzentrations- und Vernichtungslagers, das längst symbolisch steht für den millionenfachen Mord an Jüdinnen und Juden und zahlreicher anderer Opfergruppen, die im NS-Regime verfolgt wurden. Es steht symbolisch für ein dicht gewobenes Netz aus Haupt-, Neben- und Außenlagern, in denen Menschen gemordet, gequält und durch Arbeit vernichtet wurden.

Auch unsere Stadt ist in dieses engmaschige Netz auf vielfache Weise eingewoben. Und es ist wichtig, sich eben das vor Augen zu führen, denn auch hier vor Ort gilt es, der Opfer zu gedenken. Wir alle haben eine besondere Verantwortung dafür – und wie sich diese zeigt, dafür möchte ich kurz von einer Begegnung aus dem letzten Jahr erzählen. Es ist dies auch eine Erzählung über die Bedeutung und die Kraft des Erinnerns.

Im letzten Frühjahr spazierte Alain Vignaud ins *Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation*, das hiesige Stadtarchiv. Er war eigens aus Frankreich angereist, um mehr über das Leben seines Großvaters François Rosellini in Erfahrung zu bringen, von dem er so gut wie nichts wusste. Denn in seiner Familie wurde nicht über ihn gesprochen. Allein eine Fotografie war ihm bekannt. Doch nichts darüber hinaus. Sein Großvater blieb über viele Jahrzehnte ein Mysterium für ihn.[1]

Dieser François Rosellini, Häftlingsnummer 31.747 des KZ Neuengamme, kam als Mitglied der *Résistance* mit einem Transport aus dem Internierungslager in Compiègne-Royallieu im Mai 1944 im KZ Neuengamme bei Hamburg an. Von dort ging es für ihn nur wenige Tage später in das KZ-Außenlager Laagberg, das eines von mehr als 80 Außenlagern des Lagerkomplexes Neuengamme war. François Augustin Rosellini war einer der mehr als 750 Häftlinge des KZ-Außenlager Laagberg, die in unserer Stadt unter widrigsten Bedingungen Zwangsarbeit leisten mussten.

Jener François Rosellini hat das Lager in der „Stadt des KdF-Wagens“ überlebt. Er hat, als das Lager kurz vor Kriegsende eilig aufgelöst wurde, den Transport in das durch die Überlebenden bloß „Sterbelager“ genannte KZ-Außenlager Wöbbelin überlebt. Und er zählte dort zu jenen, die die Befreiung des Lagers durch

die Alliierten erlebten. Doch nur wenige Tage später, am 15. Mai 1945, verstarb er, geschwächt und ausgezehrt, im Alter von 41 Jahren an den Folgen seiner Inhaftierung in einem Hospital in Ludwigslust.

Doch nicht nur hier, in unserer Stadt, spielte sein Schicksal über Jahrzehnte keine Rolle. Auch in seiner Familie wurde über sein Leben geschwiegen. Er blieb ein Phantom. Erst sein Enkel, Alain Vignaud, begann viele Jahrzehnte später zu fragen, zu recherchieren, nachzuforschen, er begab sich auf den Weg. Er fand heraus, dass auch seine Großmutter als Häftling nach Deutschland verschleppt worden und im KZ Ravensbrück inhaftiert gewesen ist. Als er nach der Wende nach Ravensbrück fuhr, die Gedenkstätte besuchte, sich informierte, brachte er von dort neben vielen Fragen auch Fotografien des alten Lagergeländes mit nach Hause, mit denen er seine Großmutter konfrontierte. Erst dann begann sie zu erzählen – und das mehr als vier Stunden lang. Es war das *erste* und das *einzige* Mal, dass sie ihre Geschichte erzählte. Aber über seinen Großvater erzählte sie, die in den Jahren nach dem Krieg ein zweites Mal geheiratet hatte, ihm nichts.

Das Verhalten von Alain Vignauds Großmutter ist keineswegs untypisch. Viele Überlebende der Lager haben ihre Erfahrungen zwar nie vergessen, aber oftmals über Jahrzehnte darüber geschwiegen, nicht daran gerührt. Nicht selten war ihr Schicksal nicht einmal ihren eigenen Kindern bekannt. Andere dagegen konnten nicht schweigen, wollten sich austauschen über die gemeinsame Erfahrung und organisierten sich dafür in Überlebendenverbänden, kamen zu Jahrestreffen zusammen und gedachten während dieser auch all jener Leidensgenossen, die als KZ-Häftlinge ihr Leben ließen. Doch es dauerte oftmals Jahrzehnte, bis sie sich an das Land der Täter wandten, um dort ein Erinnerungszeichen zu erbitten. In Wolfsburg geschah dies Mitte der 1980er Jahre. Aber von all dem wusste Alain Vignaud nichts. Wie auch, wenn ihm über den Leidensweg seines Großvaters nichts bekannt war.

Alain Vignaud ließ sich davon jedoch nicht entmutigen. Er begann in den letzten Jahren, die verschiedenen Etappen des Leidensweges seines Großvaters zu recherchieren, suchte den Kontakt zu Überlebenden, reiste an die verschiedenen Orte, trug Informationen über dessen Gefangenschaft zusammen, erarbeitete ein, wie er es nennt, Dossier. Ein Dossier gegen das Vergessen.

Dies zeigt uns, wie sehr die Schicksale all jener Menschen, die beispielsweise in Auschwitz, Dachau, Treblinka, Braunschweig, Salzgitter, Schandelah oder eben hier auf dem Laagberg inhaftiert waren und gelitten haben, die systematisch ermordet, durch Arbeit vernichtet wurden, bis heute nicht vergessen sind. Es zeigt uns, wie sehr diese Schicksale die Familien ihrer Nachkommen beschäftigen, wie sehr diese gegen ein Vergessen arbeiten, die Erinnerung hochhalten. Und sich dafür auf den Weg machen.

Kommen sie heute nach Wolfsburg, so finden sie: die Stele aus den 1980er Jahren, die an das KZ-Außenlager erinnert. Jenes Erinnerungszeichen, für das erst die Überlebenden zurück an den Ort ihres Leidens kommen mussten, damit es möglich wurde. Sie sehen darüber hinaus ein Zelt am historischen Ort des Lagers, umgeben von einem Bauzaun, an dem Banner Informationen über das Lager vermitteln. Mehr jedoch finden sie nicht. Dabei hat der Rat der Stadt Wolfsburg am 21. August 2017 in einer Ratssondersitzung den Beschluss gefasst, am historischen Ort des KZ-Außenlager Laagberg einen Gedenk- und Lernort zu errichten. Seitdem wurde mit vielen Partnern und Engagierten in einem Bürgerbeteiligungsprozess ein Konzept erarbeitet, ein Entwurf liegt vor. Längst hat sich ein *Freundeskreis für den Gedenk- und Lernort KZ-Außenlager Laagberg* gegründet. Doch in den letzten Jahren ging es mit der Realisierung nur in kleinen Schritten voran.

Lasst uns gemeinsam dafür eintreten, diesen Ort des Gedenkens und Erinnerns, der Auseinandersetzung mit dem Unrecht und der politischen Bildung zeitnah zu realisieren. Denn wir dürfen die Angehörigen und Nachkommen der Opfer des Nationalsozialismus mit der Erinnerungsarbeit nicht alleine lassen. Dafür braucht es Engagement – ein Engagement, wie Ihr, die Ihr heute hier zusammengekommen seid, es vorlebt.

1 Hier und im Folgenden StadtA WOB, H.3.22, Nr. 1, Oral-History-Interview mit Alain Vignaud vom 3. Mai 2023.

Die Gedenkstätte in Ludwigslust, auf der auch François Rosellini ein Gedenkstein gewidmet ist; Foto: Alain Vignaud

Lisa Abagat und Johanna Klemt während der selbstorganiserten Gedenkveranstaltung am 26. Januar 2024, Foto: Darja Hoffmann

# Erinnern

VON LISA ABAGAT

Liebe Gäste, wir, Schülerinnen und Schüler aus Wolfsburg, heißen Sie herzlich willkommen zum diesjährigen Internationalen Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocausts. Der spanische Philosoph George Santayana hat einmal geschrieben: „Wer die Geschichte nicht erinnert, ist verurteilt, sie neu zu durchleben." Seine Worte stehen heute am Eingang von Block 4 der KZ-Gedenkstäte Auschwitz-Birkenau. Erinnern, um nicht erneut zu durchleben. Genau aus dieser Motivation heraus haben wir uns dazu entschieden, die heutige Veranstaltung zu organisieren. Erinnern ist kein passiver Akt, sondern eine bewusste Handlung, die, davon sind wir überzeugt, die Grundlage für eine gerechtere und humanere Gesellschaft legt. Insbesondere in unserer Generation erlangt das Erinnern an dieses leiderfüllte und dunkle Kapitel der deutschen Geschichte immer mehr Signifikanz.

Denn in einer Zeit, in der wir Zeugen einer durchaus besorgniserregenden politischen Entwicklung werden, ist es unsere Pflicht, die Vergangenheit als Leitfaden für eine bessere Zukunft zu nutzen. Der Holocaust-Gedenktag ist mehr als nur die Erinnerung an den durch das NS-Regime begangenen systematischen Massenmord; er ist eine Aufforderung zum Handeln, eine Verpflichtung gegenüber den Opfern und ein Aufruf zum Widerstand gegen jegliche Form von Hass und Diskriminierung.

Heute sind wir hier, nicht nur als Schülerinnen und Schüler, sondern als junge Menschen, die sich der Verantwortung bewusst sind, eine Welt zu gestalten, die von Respekt und Solidarität geprägt ist. Wir haben uns dazu entschlossen, aktiv in den Dialog einzutreten, historische Lektionen zu verstehen und die Werte der Menschlichkeit zu verteidigen.

Vielen Dank, dass Sie heute hier sind, um mit uns an diesem so wichtigen Gedenken zu partizipieren und Sie sich gemeinsam mit uns für eine Welt ohne Hass und Ungerechtigkeit einsetzen.

# Alles wird gut

VON LISA ABAGAT UND JOHANNA KLEMT

Heute ist ein neuer Tag,
ein wahrlich guter Tag.
Doch in unserem Land ist jeder Tag ein guter Tag.
Ein Tag voller Stolz.
Stolz, ein Deutscher zu sein.
Stolz, Teil der Gemeinschaft zu sein.
Stolz, für Hitler stark zu sein.
Stolz, ein Kämpfer zu sein,
ein Soldat für Deutschland.
Ich bin voller Angst, ob ich dem gewachsen bin,
doch Mama sagt: „Alles wird gut."
und ich vertraue darauf.
Die Volksgemeinschaft ist stark.
Gemeinsam mit den anderen marschiere ich,
zusammen, in Gemeinschaft.
Eine Gemeinschaft unter unserem Führer.
Wir singen mit Stolz.
„Schmettern die hellen Fanfaren
Jugend kennt keine Gefahren."
Voller Inbrunst singe ich diese Zeilen im Takt des Marsches
ohne ihren Sinn zu überdenken.
Denn täte ich es, wäre mir klar:
Ich kenne Gefahren,
bin voller Furcht.
Allein das Schlafen im Zeltlager,
fernab von Mutter und Vater
macht mir Angst.
Doch Mama sagt: „Alles wird gut."
Und so ignoriere ich meine Angst,
lege den Fokus zurück auf den Marsch und singe weiter.

Ich erinnere mich an meinen besten Freund.
Vor einigen Tagen ist er plötzlich verschwunden.
Vielleicht hat er in unserem schönen Land eine andere Aufgabe bekommen als ich.
Vielleicht ist er bereits zu einem anderen, wichtigen Teil der Gemeinschaft geworden.
Etwas sorgt es mich jedoch, dass er einfach verschwunden ist,
sich nicht verabschiedet hat.
Denn Werte wie Treue und Zusammenhalt sind doch von so großer Bedeutung.
Wenn ich mich wundere, sagt mir Mama nur:
„Alles wird gut, ihm geht es gut."
Er ist ein Jude, Hitler hat für ihn etwas anderes vorgesehen.
„Er ist ein Jude.", sagt sie.
„Er ist ein Jude.", sagen auch meine Kameraden.
Hitler hat für Juden etwas anderes vorgesehen.
Was genau sagten sie mir nicht und nach einiger Zeit fragte ich nicht mehr.
Auch wenn ich nie verstand,
wieso sein Glaube ihn so von uns zu unterscheiden schien.
Im Alltag finde ich meine Struktur.

„Deutschland wird leuchtend stehen,
mögen wir auch untergehen.“,
singe ich.
Und langsam glaube ich es auch.
Für Hitler würde ich kämpfen
und sterben.
Denn das würden meine
Kameraden auch.
Ihnen werde ich folgen.

Heute habe ich mich beim
Marsch verletzt,
ein kleiner Kratzer nur.
Und Mama sagt: „Alles wird
gut.“
Vertrau auf den Führer und alles
wird gut.
Dies ist der Leitfaden meines
Alltags.
Vertraue auf den Führer,
diene der Uniform, die du trägst,
dem Boden, auf dem du stehst.
Gehorche und akzeptiere.
Beim Sport mit meinen
Kammeraden denke ich wieder
an meinen Freund,
auch wenn alle anderen ihn
vermutlich schon vergessen
haben,
wie ich es auch fast getan hätte.
Ich frage ein letztes Mal meine
Mutter.
„Ihm geht es gut.“ sagt sie,
„Alles wird gut.“
Und wie immer in meinem
Leben konnte ich nur darauf
vertrauen, dass es stimmt.
Vertrauen und gehorchen.
Vertrauen, gehorchen und Teil
des Ganzen sein
ohne zu viel zu fragen.
Und ohne an meinen Freund zu
denken.
denn alles wird gut.
Und am Ende trennt uns
wohl nichts als unser Glaube
und ein drei Meter hoher
Stacheldrahtzaun.

…

„Alles wird gut mein Schatz.“,
höre ich noch Mamas
wohltuende Worte und spüre die
Wärme ihrer Umarmung.
Unserer letzten Umarmung,
aber das wusste ich jetzt noch
nicht.
Ich frage mich, wie lange wir
schon unterwegs sind
eingepfercht in diesen kleinen
Zugwaggon, der seit Stunden, ja
vielleicht auch seit Tagen über
die Schienen rollt.
Ich höre meinen Magen knurren
und fühle den Hunger, der sich
wie ein stechender Schmerz
in meinem ganzen Körper
ausbreitet.
Doch genau wie an meinem
Lieblingsteddybär,
der alles ist, was mir noch
geblieben ist,
halte ich mich an Mamas Worten
fest,
denn „Alles wird gut.“
Und die Hoffnung ist der
Strohhalm, an den wir uns noch
klammern.
Mit einem Mal hören wir laute
Schreie und die Türen des
Waggons werden aufgerissen.
Die grelle Sonne scheint uns ins
Gesicht.
Sie scheint heute für alle
Menschen, nur nicht für uns.
Jetzt geht alles ganz schnell.
Wir müssen all unsere Sachen
liegen lassen.
Ich streiche meinem Teddy noch
einmal über sein weiches Fell
und verdrücke eine Träne.
Als ich mich umdrehe, ist der
Waggon plötzlich leer
und Mama ist einfach weg.
Ein furchteinflößender Mann
tritt zu mir und reißt mich an
meinem Arm hinaus.
„Unfähig!“, schreit er
und drängt mich in die
Menschenmenge, die allmählich
beginnt sich aufzuspalten.
Ein kalter Schauer läuft mir über
den Rücken.
Ich habe große Angst,
aber ich erinnere mich an Mamas
Worte, die mich etwas beruhigen,
denn sie hat es versprochen:
„Alles wird gut.“
Schon geht meine Gruppe los.
Ich versuche vergeblich,
bekannte Gesichter zu erkennen,
doch meine Augen erhaschen
nur die leeren Blicke meiner
Mitläufer.
Wir laufen an vielen grauen
Gebäuden vorbei.
Ich sehe unzählige Menschen in
gestreiften Anzügen.
Der Anblick ihrer
schmerzerfüllten Gesichter
und abgemagerten Körper tut
fast so weh wie die Hiebe des
Rohrstocks, die unsere Gruppe
vorantreiben.
Ich weiß nicht, wo ich bin und
was jetzt passiert,
aber ich bin mir sicher, Mama
hat Recht: „Alles wird gut.“
Wir erreichen einen kleinen
Wald mit eckigen Betonräumen.
Asche rieselt vor uns zu Boden.
Wir müssen uns ausziehen,
„Duschen!“, heißt es.
Und da wird es mir klar:
Es gibt jetzt kein Zurück mehr.
„Vom Duschen kam noch keiner
wieder.“, flüstern die zwei Jungen
in gestreifter Kleidung, die sich
unserer Gruppe zugesellen
mussten.
Ich schließe die Augen,
bin starr vor Angst und schaffe
es grade so, den letzten Schritt in
die kalte, steinerne Kammer zu
gehen.
Den Anderen steht die Panik ins
Gesicht geschrieben,
sie flehen um ihr Leben.
Mir selbst bleibt dazu einfach
keine Kraft mehr.
Ich will nur zurück nach Hause,
zurück in Mamas Arm.
Mit lautem Knall schließt sich
die Tür hinter uns und alles wird
stockduster.
Alle versuchen, einen Weg nach
draußen zu finden.
Ich werde von einer in die
andere Ecke geschubst, bis ich
völlig die Orientierung verliere.
Die Luft wird immer dünner.
Mein Körper ringt nach
Sauerstoff.
Ich falle auf den Boden und
die Schreie um mich herum
verstummen langsam.
Während meine heißen Tränen
mein Gesicht herunterlaufen,
höre ich deine vertraute Stimme
in meinem Kopf.
„Alles wird gut, mein Schatz.“
Und dann wird alles ganz still.

*Lisa Abagat und Johanna Klemt sind Schülerinnen der Eichendorff-schule Wolfsburg und besuchen dort den 12. Jahrgang.*

# Ein Funken Hoffnung

VON SELINA PINNEKER

Während des Nationalsozialismus erfuhren tausende Menschen unvorstellbares Leid und dies auf Grundlage einer rassistischen und degradierenden Ideologie. Dieser Rassenwahn der Nationalsozialisten machte auch vor den Kindern keinen Halt.

Sie wurden ihrer Kindheit beraubt und waren, getrennt von ihren Eltern und Familien, ganz alleine auf sich gestellt, ohne jegliche Sicherheit und Halt in dieser Welt. Doch selbst unter diesen entsetzlichen Umständen erleuchteten Momente des Zusammenhalts und der Menschlichkeit die alltäglich erfahrene Dunkelheit.

In unserer Gegenwart, die oft von Herausforderungen und Spaltungen geprägt ist, erinnern uns daher Geschichten wie die von Yvonne Koch daran, dass selbst in schwersten Zeiten ein Akt der Freundlichkeit und Solidarität Hoffnung schenken kann.

Yvonne Koch, 1933 als Tochter jüdischer Eltern geboren, stammt aus der damaligen Tschechoslowakei. Sie kam im Alter von 10 Jahren in das Konzentrationslager Bergen-Belsen. Zuvor wurde Yvonne von ihrer Mutter in einem Kloster versteckt. Von SS-Männern aufgespürt, wurde sie nach Bergen-Belsen verschleppt.

Dort, im Konzentrationslager, war Yvonne Koch völlig alleine, ohne ihre Eltern und Familie an ihrer Seite. Yvonnes Zeit im KZ erschien hoffnungslos. Ihr Tag wurde von Hunger, Kälte und Angst bestimmt. Sie erfuhr keinerlei Zuwendung von anderen und geriet in eine immer weiter anwachsende Verzweiflung. Die Angst wurde ihr permanenter Begleiter.

Yvonne war unterernährt und erlitt starke Erfrierungen. Ihre Finger und Füße waren bereits ganz blau vom Frost. Ab und an schlich sie sich in die Küchenbaracken, um nach noch essbaren Abfällen wie beispielsweise Kartoffelschalen zu suchen. Denn die täglichen Rationen fielen fast immer mehr als nur knapp aus.

Einmal traf sie auf eine große, kräftige, fremde Frau. Diese steckte Yvonne eine gekochte Rübe zu und versprach, so sie denn wiederkomme, ihr erneut etwas zu geben. Von diesem Zeitpunkt an kam Yvonne immer häufiger zu den Küchenbaracken und bekam von der fremden Frau immer mal wieder etwas zu essen. Bei dem, wie sich rausstellen sollte, letzten Treffen der beiden brachte die Frau ihr Handschuhe mit, die sie für Yvonne gestrickt hatte.

Für Yvonne hatten diese eine ganz zentrale Bedeutung: Sie waren ein Zeichen menschlicher Wärme. Sie gaben ihr Halt. Fortan trug sie diese immer bei sich – und zwar über den ganzen Zeitraum, den sie noch im KZ inhaftiert war. Trug Yvonne die Handschuhe einmal nicht, so klammerte sie sich doch an ihnen fest. Vielleicht gewann sie so ein Stückchen Hoffnung auf Besserung.

Selbst während der Befreiung durch die britischen Truppen, im April 1945, als Yvonne bereits so schwach gewesen war, dass sie ins Koma fiel, behielt sie die Handschuhe bei sich. Als sie dann einige Zeit später in einem Lazarett aufwachte, waren sie noch immer an ihrer Seite. Es lässt sich nur vermuten, dass, obwohl sie nicht bei Bewusstsein war, sie das Paar Handschuhe weiterhin so fest in ihren Händen gehalten hatte, dass die Sanitäter beschlossen, diese bei ihr zu lassen.

Die nur auf den ersten Blick unscheinbaren Handschuhe wurden für sie zu einem Symbol von Wärme und Zusammenhalt. Zu einem Funken Menschlichkeit in einer entmenschlichten Umgebung. Auch heute noch kann und sollte uns dieses Symbol der Menschlichkeit inspirieren.

Die geschenkten Handschuhe können für uns ganz viel bedeuten. Zum einen symbolisieren sie Hoffnung. Hoffnung auf eine Rettung. Hoffnung auf eine Zukunft. Aber vor allem auch Hoffnung auf ein Überleben. Weiterhin steht eine solche Geste für Solidarität und Mitgefühl – von einer fremden Person zu einer anderen.

Zudem steht die Tat für die Bindung zwischen den Opfern, die ein ähnliches Schicksal teilen. Dieser Akt der Menschlichkeit geschah in einer Umgebung, die von Misstrauen und Gewalt geprägt war. Darüber hinaus lässt sich mit den Handschuhen auch das Halten von Händen verbinden, was den menschlichen Halt untereinander verkörpert und zugleich als ein Zeichen dafür zu deuten ist, nicht alleine zu stehen.

Wir können Yvonne Kochs Handschuhe und die Geschichte, die sie uns erzählen, für uns und unsere Zukunft als mahnende Erinnerung an die Kraft der Menschlichkeit nutzen. Wir müssen weiterhin solche Zeichen setzen und uns für den Zusammenhalt in der Gesellschaft einsetzen, und Mitgefühl und Menschlichkeit praktizieren.

Daher möchte ich diese Botschaft in die Gegenwart tragen, denn für unsere freie, demokratische Gesellschaft gibt es, wie Hirngespinste um Remigration und Deportation zeigen, keine Bestandsgarantie. In einer Zeit, in der Respekt und Empathie viel zu oft in den Hintergrund treten, erinnert uns die Geschichte von Yvonne Koch daran, wie entscheidend es ist, sich füreinander einzusetzen. Die kleinen Gesten der Menschlichkeit, die wir heute setzen, können genauso wie damals einen bedeutenden Unterschied machen.

*Selina Pinneker ist Schülerin des Phoenix-Gymnasiums Wolfsburg und besucht dort den 10. Jahrgang.*

# Am Beispiel Zuzanas

VON ELISABETH SCHNEIDER

Wir haben uns nicht ohne Grund dazu entschieden, diese Veranstaltung mit der Musik von Johann Sebastian Bach zu beginnen, denn vor über 80 Jahren war es die Musik dieses Komponisten, die einem jungen Mädchen half, am Leben zu bleiben. Dieses Mädchen war Zuzana Ruzickova, die als Cembalistin später internationale Erfolge feiern sollte.

Zuzana wurde im Jahr 1927 in der damaligen Tschechoslowakischen Republik geboren und führte, soweit wir es wissen, ein sorgloses und erfülltes Leben im Kreise ihrer Familie. Ihre Familie war nicht besonders religiös, aber sie war jüdischen Glaubens. Dieser Umstand wurde ihr nach dem Einmarsch der Deutschen zum Verhängnis. Nachdem Zuzana und ihrer Familie sämtliche Freiheiten verloren und sie enteignet worden waren, wurden sie und ihre Eltern 1942 in das Ghetto Theresienstadt gebracht, ein Transitlager im System der nationalsozialistischen Konzentrationslager. In Zuzanas Koffer fand sich damals nicht nur etwas Kleidung, sondern auch die Noten einiger berühmter Werke Bachs. Denn Zuzanas große Leidenschaft galt der Musik; besonders mit Bachs Musik fühlte sie sich verbunden. Sie selbst sagte viele Jahre später über die Musik, sie sei nur in ihrem Kopf gewesen, habe ihr allein gehört, so hätten die Nationalsozialisten sie ihr nicht stehlen können.

In Theresienstadt schlossen sich die Kinder und Jugendlichen zusammen. Die älteren, darunter zahlreiche Intellektuelle, gaben den jüngeren Unterricht in Musik, Sprachen und vielen anderen Bereichen. Als sie nach Auschwitz deportiert werden sollte, lies Zuzana ihre Noten für die anderen Kinder zurück. Nur auf einem kleinem Stück Papier hatte sie sich den Anfang eines Werks von Bach notiert, um es als Talisman mit nach Auschwitz zu nehmen. Zuzana sagte damals zu ihrer Mutter: „Solange ich es habe, wird es noch Schönheit in der Welt geben."

Ihre Liebe zur Musik half ihr, die Hoffnung nicht zu verlieren, und am Wunsch, zu leben, festzuhalten. Sie und ihre Mutter überlebten Auschwitz, ihr Vater war bereits in Theresienstadt an einem Magengeschwür gestorben. Hätte es dort für Bewohnerinnen und Bewohner des Ghettos eine bessere medizinische Versorgung gegeben, hätte er vielleicht überlebt.

Auschwitz war für Zuzana von Anfang an die Hölle, wie sie später in Interviews erzählen sollte. Wie durch ein Wunder seien sie und ihre Mutter den Gaskammern entgangen, wurden sie doch nach Hamburg in ein Arbeitslager verlegt. Dort seien ihre Überlebenschancen aufgrund wenigstens etwas besserer Umstände höher gewesen. Und wieder war es die Musik, die Zuzana den Glauben an bessere Zeiten nicht verlieren lies.

Doch das Schlimmste sollte erst noch kommen: Bergen-Belsen, die „Hölle aller Höllen", wie Zuzanas sich einst ausdrückte. Als sie dort zusammen mit ihrer Mutter ankam, war ihnen klar, dass dies der Ort sei, an dem sie alle den Tod finden sollten. Sie lebten noch beengter, als es in Auschwitz der Fall gewesen war. Überall waren Leichen zu Haufen gestapelt oder brannten bereits. Krankheiten breiteten sich wie Lauffeuer aus. Es herrschten schreckliche Zustände. Zuzana erlebte und sah Dinge, die sie bis an ihr Lebensende verfolgen sollten. In diesen Zeiten, so grausam sie auch waren, hatte sie nie den Willen zu Leben verloren. Sie hat nie aufgehört, an das Schöne in der Welt zu glauben. Bachs Musik half ihr dabei, diese geistige Freiheit aufrecht zu erhalten.

Für uns ist es wichtig, die Bedeutung, die die Musik für Zuzana in diesen schweren Jahren hatte, hervorzuheben. Noch wichtiger erscheint es uns aber, daran zu erinnern, was Zuzana und tausenden anderen an diesen Orten widerfahren ist, welche Qualen sie dort erlebten. Die Geschichten dieser Menschen dürfen nicht in Vergessenheit geraten.

*Elisabeth Schneider ist Schülerin des Phoenix-Gymnasiums Wolfsburg und besucht dort den 13. Jahrgang.*

Erik Heinichen spielt ein Stück von Johann Sebastian Bach während der selbstorganiserten Gedenkveranstaltung am 26. Januar 2024, Foto: Darja Hoffmann

# Die Grauen des KZ Bergen-Belsen

VON HERMINE WEISSLEDER

Es ist herausfordernd, sich mit geschichtlichen Ereignissen wie dem Holocaust auseinanderzusetzten, die durch einen immer größeren Zeitabstand immer mehr in den Hintergrund rücken, aber genau deshalb gewinnt die Auseinandersetzung mit den Verbrechen der Nationalsozialisten immer mehr an Wichtigkeit. Besonders heute, wo die Zahl rechtsextremistischer Vorfälle in unserer Gesellschaft immer mehr zunimmt, gilt es erst recht, gemeinsam den Opfern des Nationalsozialismus zu gedenken.

Im Jahr 1940 wurde in Bergen-Belsen erstmals ein Kriegsgefangenenlager eingerichtet, von dem schließlich 1943 ein Teil durch die SS in ein Konzentrationslager umfunktioniert wurde. Es hatte eine spezielle Funktion, wurde es doch zunächst als Austauschlager eingerichtet, in dem sogenannte Austauschhäftlinge, beispielsweise Juden, die Staatsbürger westlicher Staaten waren, inhaftiert wurden, die gegen eingesperrte Deutsche, Waren oder Devisen eingetauscht werden sollten. Ab 1944 entstand zusätzlich ein Männer- und Frauenlager, ehe das KZ Bergen-Belsen gegen Ende des Krieges zu einem Auffang- und Sterbelager wurde, das vermehrt Häftlinge aus anderen, frontnahen Konzentrationslagern aufnahm. Sie waren dort unter schrecklichen Bedingungen regelrecht eingepfercht. Bedingungen, die für uns kaum vorstellbar sind.

In Bergen-Belsen waren größtenteils Jüdinnen und Juden inhaftiert, aber auch Sintizze und Sinti. Romnja und Roma, Homosexuelle, geistig eingeschränkte Menschen und viele andere, die nicht in die Rassen- und Volksideologie der Nationalsozialisten passten. Letztlich hätte es jeden treffen können, einfach jeden.

Bereits 1952 ist an diesem Ort eine Gedenkstätte entstanden – die älteste staatliche Gedenkstätte in der Bundesrepublik. Seit damals erinnert sie an die Schrecken der Zeit des Nationalsozialismus, ist ein Ort der Trauer und des Gedenkens.

Gemeinsam mit unserem Geschichtslehrer Georg Bräuer und Aleksandar Nedelkovski vom Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation haben wir als Gruppe des Phoenix Gymnasiums Anfang Dezember 2023 eine Exkursion zur Gedenkstätte Bergen-Belsen unternommen, um Informationen für den Internationalen Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocaust im Januar 2024 zu sammeln. Für einige aus unserer Gruppe war es der erste Besuch, weshalb wir auch diese Möglichkeit dafür nutzen wollten, die Gedenkstätte zu erfahren und ihre Methoden des Erinnerns kennenzulernen. Die Gedenkstätte selbst, die dort gezeigte Ausstellung über Kinder im KZ Bergen-Belsen und die zahlreichen Fotografien gaben uns die Möglichkeit, uns über die unterschiedlichsten Vermittlungswege mit dem ehemaligen Konzentrationslager auseinanderzusetzen. Auch konnten wir die Bibliothek der Gedenkstätte für unsere Recherchen nutzen. Es waren allesamt erschütternde Eindrücke, so viel ungeheuerliche Gewalt. Es war ein bewegender und lehrreicher Besuch.

Heute, am Internationalen Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocausts, wollen wir diese Erfahrungen teilen – mit Ihnen teilen!

Die Gedenkstätte umfasst ein riesiges Gelände, das hauptsächlich durch das erdrückend wirkende Dokumentationszentrum und wenige Grab- und Gedenksteine gekennzeichnet ist. Denn tödliche Krankheiten wie Typhus wüteten durch das Lager, auch dies ein Grund dafür, weshalb es nach der Befreiung am 15. April 1945 von der britischen Armee abgebrannt wurde. Doch unabhängig davon, dass von den einstigen Baracken so gut wie nichts übriggeblieben ist – ein gewisses Gefühl blieb zurück und zieht sich noch heute durch die Gedenkstätte. Es ist, als würde ein Geist über das Lager herrschen und ein beklemmendes Gefühl auslösen.

Schon allein der Gedanke, dass dort tausende Menschen gefoltert und zu Tode gekommen sind, ist unvorstellbar grausam und zutiefst bewegend. Die Häftlinge mussten sich dort unter barbarischen Bedingungen im wahrsten Sinne des Wortes zu Tode arbeiten. Mehr als 52.000 Menschen sind allein in diesem Konzentrationslager gestorben. Allen Inhaftierten wurde jegliches Hab und Gut genommen, ihre Persönlichkeit, ihr Name, einfach alles.

Und doch haben viele unter all diesem Grauen Stärke bewiesen, haben sich an kleinen Dingen, Sachen oder Gedanken, die auf einmal die Welt bedeuten, festgehalten. Eine Blume, ein Vogel, ja, allein schon der beginnende Frühling konnte ihnen Kraft geben. Dies erinnert uns daran, wie wichtig es ist, die kleinen, unscheinbaren Sachen zu schätzen. Diese kleinen Ereignisse, die damals Kraft und Hoffnung gegeben haben, sind auch heute noch wichtig. Durch das Weitererzählen geraten diese Momente nicht in Vergessenheit. Dadurch können wir gemeinsam das Gedenken aufrechterhalten. Es ist unsere Verantwortung gegenüber den Opfern, ihre Geschichten zu würdigen und weiterzutragen.

*Hermine Weißleder ist Schülerin des Phoenix Gymnasiums Wolfsburg und besucht dort den 11. Jahrgang.*

Sophie Koxholt und Neela Kohrs während der selbstorganiserten Gedenkveranstaltung am 26. Januar 2024, Foto: Darja Hoffmann

# Propaganda damals und heute

„Rattenfängermethoden“ und „Strohmann-Argument“

VON SOPHIE KOXHOLT, NEELA KOHRS & JAKOB RIEGER

## Propagandamethoden der Nationalsozialisten

Zur Zeit des Nationalsozialismus wurde mit sogenannten „Rattenfängermethoden“ gearbeitet, um gerade die Jugend mit der nationalsozialistischen Ideologie zu indoktrinieren. Dabei war es das Ziel, junge Menschen mit angenehmen, schönen Angeboten und verlockenden Veranstaltungen für sich zu gewinnen. Wichtig dafür waren dafür die Jugendgruppen wie die Hitler-Jugend (HJ) für die Jungen und der Bund Deutscher Mädel (BDM) für die Mädchen, die mit einem System der Anerkennung und des Lobes arbeiteten. Es galt als edel und schön, Teil dieser Jugendgruppen zu sein und über sie dem Führer zu dienen. Dies wurde durch Propaganda in den Medien verstärkt. Die Anerkennung, die man in den Jugendorganisationen bekommen konnte, lockte viele Kinder und Jugendliche freiwillig an. Später wurde die Teilnahme in den Organisationen dann zur Pflicht, man wurde zum Beitritt gezwungen.

Die Mitglieder wurden mit Feiern, Festakten und Ausflügen und dem glücklichen Beisammensein begeistert und loyal gehalten. Ihre Interessen wurden unterstützt, sie wurden gefördert und hatten Spaß miteinander. All das gab den Jugendlichen das Gefühl, Teil von etwas Besonderem, einer großen und guten Sache zu sein.

Um zu verhindern, dass sich Einzelne gegen das System stellten, wurde fortwährend Lob und Anerkennung ausgesprochen, Wert auf das Gemeinschaftsgefühl gelegt. Hier erfuhren sie Zusammenhalt, Nähe und Zuspruch. Die Jugendorganisationen boten Orientierung, eröffneten Perspektiven und trugen damit sehr zur Stabilisierung und Begeisterung für das System bei.

Dieses perfide System wurde von den wenigsten hinterfragt; nicht allen Jugendlichen war klar, dass das ihnen vermittelte Weltbild für all jene, die nicht dazugehörten, solch tödliche Konsequenzen haben sollte. Auch das autoritäre Bildungssystem der NS-Zeit förderte solche Tendenzen.

Die fortwährende Beeinflussung fand bei Sportveranstaltungen, Spieleabenden, Wettkämpfen, Lagerfeuer und Aufmärschen statt – bei Aktionen, die den Kindern und Jugendlichen gefielen. Rattenfängermethoden eben.

## Propagandamethoden der Gegenwart

Heutzutage wird das sogenannte Strohmann-Argument häufig durch Rechtsextreme in Debatten oder Argumentationen genutzt. Es unterstellt eine in dieser Form nie getätigte Aussage, sodass Ansichten des Gegenübers als unstimmig und unzuverlässig erscheinen. Dabei wird nur vorgegeben, sich wirklich auf die Gegenposition einzulassen oder sich mit ihr auseinanderzusetzen. Faktisch wird gegen einen fiktiven Gegner argumentiert, dem Aussagen in den Mund gelegt werden, die er so nie formuliert hat. Es wird demnach nicht gegen die eigentliche Aussage argumentiert, sondern schlichtweg der Inhalt verdreht. Die Dinge werden so hingedreht, wie man sie für sich benötigt. Dadurch entstehen Falschaussagen, Fake-News, Verleumdungen und Lügen.

Diese Art zu argumentieren wird sehr häufig von rechtsgerichteten Politikern benutzt, um Unwahrheiten und Falschaussagen in die Welt zu setzen, mit denen die Menschen verunsichert und für ihre Sache gewonnen werden sollen. Sehr oft geschieht dies in den sozialen Medien, über Medien und Kanäle, die insbesondere Jugendliche ansprechen. Auf diesem Wege werden sie, ohne dass es ihnen bewusst ist, zu Konsumenten dieser Manipulation und werden so politisch „gebildet“. Nachrichten und Aussagen werden in der Regel nicht geprüft oder hinterfragt; hat man ausreichend dieser Aussagen gehört, beginnt man sie zu glauben und teilt sie mit seinen Freunden.

Vor allem Politiker aus der rechten Ecke haben TikTok und Instagram für sich entdeckt, um mit ihren Aussagen an die Öffentlichkeit zu gehen und bewusst Kinder und Jugendliche anzusprechen. Kanäle, die gerade darauf aus sind, von jungen Menschen gesehen zu werden. Da sie mit eben diesen „Strohmann-Argumenten“ arbeiten, bekommen die Jugendlichen ein verzerrtes Abbild der Geschehnisse und werden dadurch mit falschen Aussagen konfrontiert. Unwahrheiten werden als Fakten dargestellt, Kritiker mit „Strohmann-Argumenten“ abgetan.

Es ist auffällig, dass die ‚seriösen‘ großen Parteien nicht so stark in den sozialen Medien vertreten sind und TikTok, Instagram et cetera nicht so viel Aufmerksamkeit schenken. Damit wird es den rechtsgerichteten Politikern einfach gemacht, sich selbst als jemand zu präsentieren, der die ‚echte‘ Wahrheit kennt, alles besser weiß und macht. Dadurch bekommen die Jugendlichen ein falsches Bild der verantwortlichen Regierung, werden für die Ideologien der rechten Parteien empfänglich und lassen sich auf sie ein.

Aber was hat das alles jetzt eigentlich mit dem Holocaust-Gedenktag zu tun? Im Endeffekt könnten wir das alles auch auf einer Demonstration erzählen. Aber wir glauben stark daran, dass zu unserer Erinnerungskultur nicht nur das Aufklären gehört, sondern wir auch alles in unserer Macht Stehende tun müssen, damit sich Geschichte nicht wiederholt. Dafür werfen wir einen Blick auf die Ereignisse, die damals stattgefunden haben und die wir in einer ähnlichen Form vielleicht auch heutzutage erleben.

Ganz aktuell drängt sich mir ein Vergleich mit der Wannseekonferenz aus dem Januar 1942 auf, während der hochrangige Nationalsozialisten den systematischen Massenmord an den Juden offiziell beschlossen, die dafür notwendigen Deportationen und Abläufe konkret planten. Ähnliches ereignete sich am 25. November 2023, als eine Gruppe rechter Politiker und Aktivisten in Potsdam die Vertreibung beziehungsweise die „Remigration“ mehrerer Millionen Menschen planten.

Ein anderes Beispiel sind die Jungen Nationalisten, eine Jugendgruppe der rechtsextremen Partei Die Heimat. Gemeinsam gehen sie wandern, bemalen zu Ostern Eier oder verbringen einfach eine tolle Zeit miteinander. In den Momenten der Gemeinschaft und der Lagerfeuerromantik ist viel Zeit, um aggressive antisemitische, rassistische und demokratiefeindliche Aussagen zu tätigen, die Kinder und Jugendlichen in ihrem Sinn zu beeinflussen und zu ideologisieren. Jugendliche werden für ihr rechtes Gedankengut instrumentalisiert und für ihre Sache gewonnen. Jugendliche werden eben nicht nur über soziale Medien wie TikTok angesprochen, sondern auch über Begegnungen in Jugendgruppen beeinflusst, die durchaus an die HJ aus dem „Dritten Reich“ erinnern. Es gibt noch viele solcher Beispiele und Angebote, die sich ausschließlich an Jugendliche richten. Und das ist erschreckend. Was müssen

wir tun, damit unsere Generation nicht von diesen rechten Medien beeinflusst wird?

Was können wir dazu beitragen, dass solches Gedankengut nicht erneut Platz in unserer Gesellschaft bekommt?

Ist es gerechtfertigt, rechte Parteien zu verbieten, um eine Wiederholung der Geschichte zu verhindern? Und stellt dies nicht einen Eingriff in die Meinungsfreiheit dar, die doch auch Teil dessen ist, was eine Demokratie letztendlich ausmacht. Jede Person soll die Möglichkeit haben, eine Partei zu wählen, in der sie ihre eigenen Anliegen wiederfindet. Ein Eingriff in diese Freiheit ist nur schwer möglich. Aber was können wir tun, um unsere Gesellschaft vor einer Wiederholung unserer grausamen Vergangenheit zu bewahren?

Wir können einiges tun. Vom Wertschätzen der Gedenkkultur bis zur Aufklärung in Medien und im Schulunterricht. Uns stehen viele Möglichkeiten offen, die jüngeren Generationen über die grausamen Taten der Nationalsozialisten zu informieren und sie vor rechtsextremen Handlungen zu schützen.

Es liegt an uns allen, diese wichtige Aufgabe wahrzunehmen und darauf zu achten, dass unsere Vergangenheit nicht in Vergessenheit gerät. Wir müssen die Geschichte lebendig halten, nicht nur durch Gedenktage wie den heutigen. Das Gedenken an die Opfer muss überall und immer stattfinden. Dies kann durch Studienfahrten, Unterhaltungen mit Zeitzeugen und anderen Informationsangeboten erreicht werden. Wir leben in einem Zeitalter, in dem Aufklärung über solch dunkle Kapitel der Geschichte immer besser möglich ist, aber auch immer wichtiger wird. Alle Kinder und Jugendlichen sollten die Möglichkeit haben, sich so viel wie möglich über den Nationalsozialismus zu informieren.

Wir müssen erkennen, dass falsche Informationen und rechtsextreme Aussagen und Handlungen keinen Platz in unserer Gesellschaft haben. Kinder und Jugendliche müssen in ihrer Toleranz und ihrem kritischen Denken unterstützt und gefördert werden, damit auch sie unsere Gedenkkultur aufrechterhalten können. Wir müssen uns als Gesellschaft aktiv gegen den Rechtsextremismus stellen, dürfen nationalsozialistische Äußerungen nicht einfach kommentarlos durchgehen lassen. Wir müssen unsere Demokratie erhalten und, wenn es darauf ankommt, auch für sie protestieren.

Nicht jeder möchte sich mit der Vergangenheit auseinandersetzen, aber wir dürfen sie niemals in Vergessenheit geraten lassen. Damit wir auch in Zukunft in einer toleranten, diversen und vor allem friedlichen Gesellschaft zusammenleben können.

*Sophie Koxholt und Neela Kohrs sind Schülerinnen, Jakob Rieger ist Schüler an der Heinrich-Nordhoff Gesamtschule. Sie besuchen dort die 11. Klasse.*

# Menschenverachtung ist keine Alternative für Deutschland!

VON ALESSIA KNITTEL

Alessia Knittel während der Gedenkveranstaltung am 24. Januar 2024 im Hallendbad Wolfsburg

„So hat es damals auch angefangen“, kommentierte die Shoah-Überlebende Margot Friedländer die gegenwärtige Situation mit dem wachsenden Antisemitismus in Deutschland, den die AfD mit ihren Werten noch befeuert. Menschen, die die Zeit des Nationalsozialismus miterlebt haben, haben Angst, sie könne sich wiederholen. Denn die Menschenverachtung, die die AfD immer wieder in Äußerungen zum Ausdruck bringt und verbreitet, kann so ähnlich auch bei den Nationalsozialisten wiedergefunden werden. Der Rassismus, die Homophobie und die Unterdrückung von Minderheiten. Daher möchte ich betonen: Wir sind heute nicht nur hier, um an die schrecklichen Ereignisse der NS-Diktatur zu erinnern, sondern auch, um darauf aufmerksam zu machen, wie unglaublich wichtig es ist, dass sich das niemals wiederholt.

Uns sind die Zahlen des systematischen Massenmordes bekannt: Während der NS-Diktatur wurden etwa sechs Millionen Juden und Jüdinnen ermordet, etwa 100.000 Menschen mit körperlichen oder geistigen Einschränkungen, 500.000 Sinti und Roma, über drei Millionen sowjetische Kriegsgefangene, etwa vier Millionen Zivilisten allein in der Sowjetunion, daneben Homosexuelle, Obdachlose und politische Gegner. Die Liste geht noch sehr viel weiter. Die Menschenverachtung kannte keine Grenzen. Wir alle wissen, unter welchen grausamen Umständen diese Menschen ermordet wurden. Doch schafft es die AfD wiederholt, die Ereignisse der NS-Massenverbrechen herunterzuspielen. Alexander Gauland, der von 2017 bis 2021 Vorsitzender der AfD im Bundestag war, sagte zum Beispiel: „Hitler und die Nazis sind nur ein Vogelschiss in über 1.000 Jahren erfolgreicher deutscher Geschichte.“

Er ist jedoch nicht der Einzige, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, den Holocaust und den millionenfachen Mord zu verharmlosen. So erklärte beispielsweise Björn Höcke, seit 2014 Vorsitzender der AfD im Thüringer Landtag, es sei das „große Problem […], dass Hitler als absolut böse dargestellt wird. Aber wir alle wissen natürlich, dass es in der Geschichte kein Schwarz und kein Weiß gibt.“ Mit Blick auf das Denkmal für die ermordeten Juden Europas in Berlin äußerte er: „Wir Deutschen, also unser Volk, sind das einzige Volk der Welt, das sich ein Denkmal der Schande in das Herz seiner Hauptstadt gepflanzt hat.“

Dabei erfüllen solche Denkmale eine wichtige Funktion, um nicht zu vergessen und nicht zu wiederholen. Aber es wäre ja einfacher, mit seinen rechtsextremistischen Ideologien voranzuschreiten, wenn es keine Hinweise darauf gäbe, dass diese möglicherweise auf eine ähnliche Weise enden könnten, nicht wahr?

Dass die AfD erschreckende Aussagen hervorbringt, ist keine neue Entwicklung, doch nehmen sie aktuell immer mehr Form an. Noch schlimmer ist und mir unerklärlich, dass dies die ganze Zeit direkt vor unserer Nase geschieht, es aber stets genug Menschen gibt, die ihre Augen davor verschließen, nicht sehen und nicht hören wollen. Sind die eben genannten Aussagen nicht Grund genug, die Finger von dieser Partei zu lassen und auf ein AfD-Verbot zu bestehen?

Aber lassen Sie mich gerne noch weiter ausholen, wenn das doch noch nicht genügt. Nach eigener Aussage unterscheidet sich die AfD von der NPD nämlich vornehmlich durch das bürgerliche Unterstützerumfeld und nicht so sehr durch Inhalte: Das hat Dubravko Mandic gesagt. Er ist Rechtsextremist und ehemaliger AfD-Funktionär. Zusätzlich wurde der Landesverband der AfD in Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen durch den Verfassungsschutz als gesichert rechtsextrem eingestuft.

Und nun wurde – es ist gerade einmal etwa zwei Wochen her – publik, dass im November 2023 in Potsdam ein Geheimtreffen stattfand, an dem Rechtsextremisten, Neonazis, hochrangige AfD-Politiker sowie zwei CDU-Politiker teilnahmen. Gerade das, was über dieses Treffen ans Licht gekommen ist, sorgte für Aufregung und Angst vor der Wiederholung der NS-Verbrechen. Das Treffen ist von einigen als Wannseekonferenz 2.0 bezeichnet worden, während der damals die Deportation und Vernichtung von Millionen von Jüdinnen und Juden geplant wurde.

Während des Treffens im November war dagegen die Finanzierung sowie die Massendeportation von Ausländern aus Deutschland Thema und wurde konkret geplant. Die Kriterien, die benannt wurden, wer zu den Ausländern gezählt wurde, die seitens der Teilnehmer dieser Konferenz abgeschoben werden sollten, wirken wie willkürlich zusammengewürfelt. Es sei sogar egal, ob man einen deutschen Pass hat, solange ein Migrationshintergrund vorliege. Dies könne auch einige Generationen zurückgehen. Das heißt, man wäre laut dieser Planungen nicht einmal dann sicher, wenn man in Deutschland geboren ist, solange einem nachgewiesen werden könne, dass beispielsweise die Eltern eine Migrationsgeschichte haben. Ein weiteres Kriterium sei sogar die Hautfarbe. Na, klingelt's da? Das hört sich doch schon ziemlich ähnlich an wie damals während der Wannseekonferenz. Die Nationalsozialisten haben damals den Juden das Deutschsein abgesprochen – und dasselbe wollen nun die Konferenzteilnehmer von Potsdam mit den in diese seltsamen Kriterien-passenden Menschen machen.

Ich bin hier geboren und aufgewachsen, doch meine Eltern haben eine Migrationsgeschichte. Beide besitzen wie auch ich den deutschen Pass, aber das wird wohl weder sie noch mich retten. Das hört sich surreal an, wenn man es ausspricht. Ich bin in Deutschland zu Hause, genau wie meine Eltern, aber das ist jenen egal, denn scheinbar gehören wir hier für einige einfach nicht hin. Scheinbar wäre es besser ohne uns. Ich dachte niemals, dass ich jemals sagen würde, Angst davor zu haben, aus unserem Zuhause vertrieben zu werden. Aber jetzt stehe ich hier.

Mir scheint das mehr als nur besorgniserregend, denn damals ist den Nationalsozialisten die Abschiebung, Ausweisung, Vertreibung, die millionenfache Deportation ja auch gelungen. Wer kann heute schon sagen, wie es aussehen würde, wenn die AfD an Macht gewinnt.

Seitens der AfD heißt es, die Veranstaltung sei kein Parteitreffen gewesen, sondern ein privates Treffen. Sie weisen alle Anschuldigungen von sich. Aber warum finden sich dann doch immer wieder Aussagen wie diese: „Wenn du Direktkandidat bist, solltest du solche Sätze mit ‚gehören an die Wand gestellt‘ besser vermeiden. Es schadet ungemein, wenn die Presse sowas ausschlachtet. Deshalb sollten wir grade jetzt genau überlegen, wie wir Dinge formulieren.“ Sie stammt von Daniel Roi, der bis 2016 parlamentarischer Geschäftsführer der AfD war und seit 2016 im Landtag Sachsen tätig ist. Wie glaubwürdig können solche offiziellen Distanzierungen dann sein?

Glücklicherweise sind die Zweifel nun endlich verstärkt in der Bevölkerung angekommen. Bevor es noch schlimmer kommt, müssen wir eingreifen. Es reicht nicht, wenn nur wir als junge Generation auf die Straße gehen, um gegen rechts zu demonstrieren. Jeder ist ein Teil dieser Demokratie und jeder ist verantwortlich dafür, dass sie uns erhalten bleibt. Also zwingen Sie uns nicht, Sie anzuflehen, uns zu helfen, sondern erkennen Sie endlich den Ernst der Situation und greifen Sie ein! Denn einmal im Jahr an einer Gedenkveranstaltung teilzunehmen und sich dann zurückzulehnen, tut die Arbeit nicht.

*Alessia Knittel ist Schülerin des Theodor-Heuss-Gymnasiums Wolfsburg und besucht dort den 12. Jahrgang.*

DAS ARCHIV

HERAUSGEBER
Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation der Stadt Wolfsburg

INSTITUTSLEITUNG
Anita Placenti-Grau

REDAKTION
Dr. Alexander Kraus
Aleksandar Nedelkovski
Anita Placenti-Grau

BILDREDAKTION
Katja Steiner

ANSCHRIFT
Stadt Wolfsburg,
Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation,
Goethestr. 10 a, 38440 Wolfsburg,
Tel. (05361) 27 57 30,
Fax. 27 57 57,
E-Mail: izs-stadtarchiv@stadt.wolfsburg.de
www.wolfsburg.de/izs

Disclaimer: Trotz sorgfältiger Bemühungen konnten nicht alle Inhaber der Bildrechte ermittelt werden. Wir bitten darum dem IZS bestehende Ansprüche ggf. mitzuteilen.

AUFLAGE: 500
ISSN 2367-4431